



ERODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Die unheimliche Alte. Von Johannes Trojan (zum Bilde von Otto Reibel). — Der Hund. Eine Erzählung von Iwan Turgeniew. (Schluß). — Ein Spaziergang im Salon. Von Louise Mühlbach. — Nymphäa. Novelle von Wilhelm Jensen (mit Illustration von W. Friedrich). — Polnische Insurgenten. Von Ludwig Pietich (zum Bilde von Ernestine Friedrichsen). — Ein Kochbuch. Von Ludovica Hefel. — Die Mode. Von Veronika von G. — Wirtschaftsplaudereien (mit Abbildung). — Auflösung des Rebus Seite 98. — Buchstaben-Räthsel. — Schach-Aufgabe. — Correspondenz.

Die unheimliche Alte.

Von Johannes Trojan.

Wenn wir in der Mittagschwüle um die Johanniszeit übers Feld gingen, und aus dem Korn heraus träte plötzlich eine Alte mit braunem Gesicht, um den Kopf ein Tuch und unter dem Tuch hervorflatternd wildes Haar, dazu in der hageren Hand eine Krücke: wer weiß, ob wir nicht auch — angenommen, wir wären im Alter der beiden kleinen Kinder auf unserem Bilde — ängstlich uns an die größere Schwester schmiegen würden, zu uns sel-

ber sagend: das ist eine Heze. Noch sicherer wären wir in dieser Meinung, wenn zu uns auch die Leute im Dorf oft schon gesagt hätten: Nehmt euch in Acht vor der! — wenn wir oft schon vor ihr geflüchtet wären aus dem Walde, wo wir sie mit Keifsig rascheln hörten oder aus der Heide, wo wir von ferne sahen, wie sie Kräuter brach oder Wurzeln ausgrub. Daß sie in dem Fall, der uns vor Augen liegt, eine Ziege mit sich führt, kann wohl kaum zu ihrer Rechtfertigung dienen. Es wäre allerdings noch schlimmer, wenn sie von einem Raben oder von einer Katze begleitet wäre; aber auch eine Ziege ist kein ganz unverdächtiges Thier, und wenn es mit diesem Exemplar der Gattung nicht in Ordnung wäre, so würden wir nicht zum ersten Male von ver-

zauberten Ziegen hören. Daß der Hund durch Abellen Zeugniß gegen die Alte ablegt, fällt insofern ins Gewicht, als menschlicher Erfahrung gemäß bei allen peinlichen Untersuchungen auf der gleichen Zeugnisse sehr viel gegeben wird. Dazu kommt Ort und Zeit der Begegnung: die Mittagssonne, in deren Gluth die Luft zittert und flimmert; der Wind, der um solche Zeit auf so seltsame, unbegreifliche Weise aufsteht und irr umhergeht; das Kornfeld mit den schon sich neigenden Aehren, an sich schon ein flüsternder geheimnißvoller Wald, aus dem Alles, was die Phantasie an Wunderlichem erzeugt, jeden Augenblick hervortreten kann.

Aber das größere Mädchen scheint durch alle diese Umstände nicht durchaus eingeschüchtert zu sein. Es ist ihr anzusehen:



Otto Reibel

X. A. B. Brandmann

Die unheimliche Alte.

Nach seinem Gemälde gezeichnet von Otto Reibel.

während sie die Alte anblickt, blickt sie zugleich auch nach innen und hat schon den Gedanken erfaßt: Ich glaube es nicht, was die Leute von ihr sagen. Daran schließt sich der andere: Es muß ihr wehe thun zu sehen, daß man sich vor ihr fürchtet.

Recht so, Maretski, fürchte dich nicht! Berühige die thörichten kleinen Geschwister und rufe das Händchen zurück! Geh mit freundlichem Gruß an der Alten vorüber! Sie blickt dich fest an und auch ein wenig in Gedanken, als dämmerte in ihr Etwas aus früheren Zeiten und als käme es ihr in den Sinn, dir Etwas zu sagen. Du darfst nicht besorgen, daß es etwas Schlimmes sein werde.

Nein, sie ist keine Hexe! Im Dorfe lebt noch ein alter Mann, der wird dir das, wenn du ihn fragt, bestätigen können. Er wird dich ernsthaft ansehen und zu dir sagen: „Du hast Recht, Dich vor ihr nicht zu fürchten.“ Er wird vielleicht hinzufügen: „Als sie in dem Alter war, das Du bald haben wirst, da konnte sie freilich hexen — und wie sehr! Damals, das kann ich Dir wohl sagen, verstand sie Künste, gegen die alles Blendwerk der Hölle nicht aufkommt. Du brauchst nicht zu zittern, wenn Du das hörst; denn das ist alles schon lange vorüber. Ihr selbst ist es zum Schlechten ausgeschlagen, und deshalb ist sie von Menschen abgekommen. Wenn es so geht, der braucht bei uns nicht lange auf böse Nachrede zu warten.“

Mehr wird er dir nicht sagen, obgleich er vielleicht noch Etwas sagen könnte — aber das behält er. Indessen weißt du ja genug, wenn du es von ihm bestätigen hörst, sie sei keine Zauberin, keine Hexe.

Sicherlich ist sie's nicht. Wenn sie zaubern könnte, sie würde oft schon den Regen und den Wind beschworen haben, sie nicht in ihrer einsamen armenigen Hütte heimzusuchen; sie würde oft schon das Feuer durch einen kräftigen Spruch gezwungen haben, williger zu lodern und schneller ihre zitternden Glieder zu wärmen; sie hätte vielleicht schon den Leuten im Dorf heimlich Etwas beigebracht, damit sie ihr freundlicher und barmherziger Begegnen müßten; sie hätte wohl längst schon zu einem grünen Hügel gesprochen: Nimm mich auf! und wäre verschwunden, ohne daß ein Mann nötig gehabt hätte zum Spaten zu greifen.

Nein, der Wind, der Regen, der verschüchterte Vogel, der unter ihrem Dache Schutz sucht, sie alle können bestätigen, daß sie nie etwas Anderes über dem Feuer hat, als ärmliche Nahrung, und daß all ihre geheime Kunst darin besteht, sich mit Noth durchs Leben zu bringen. Daß sie auf die Stimmen der Vögel, auf das Rauschen des Laubes, auf das Klüffern des Schilfs, auf die Laute, die das Wasser hervorbringt und auf das Gesicht von Vieiem, was wild wächst oder wild umherläuft, sich besser versteht, als Andere — das ist natürlich, weil sie mit alledem so viel verkehrt und sich gewöhnt hat, darauf zu achten. Wenn sie dann außerdem noch an Träume und Ahnungen, an Gespenster, an Kobolde und Uraunen, an Holzweibchen und Zwerge glaubt — nun, so sind das Dinge, über die auch die Aufgeklärtesten unter uns Aufgeklärten nicht in drei Minuten mit wenigen Worten aburtheilen werden.

Der Hund.

Eine Erzählung von Iwan Turgeniew.

(Schluß.)

„Das bin ich,“ antwortete er mir, „was steht zu Ihren Diensten?“ — „Hier,“ sagte ich und gebe ihm den Brief. Er sieht sich fest an; dann sagt er: „Wollen Sie nicht in die Stube eten, ich kann ohne Brille nicht lesen.“ Wir gingen in die Stube, eine wahre Hundehütte, nacht, erbärmlich, kaum Platz genug, um sich darin umzudrehen. An der Wand ein Heiligenbild, schwarz wie Kohle, die Köpfe der Heiligen ganz schwarz mit ganz weißen Augen. Er nahm aus der Schublade eines alten Tisches eine Brille mit eiserner Fassung, setzte sie auf die Nase, las den Brief, dann betrachtete er mich durch die Brillengläser.

„Sie bedürfen meiner?“

„Ja, wahrhaftig.“

„Nun, so tragen Sie Ihre Sache vor. Wir hören.“

Und nun stellen Sie sich meinen Mann vor, da setzt er sich hin, zieht aus seiner Tasche sein carrirtes Schnupstuch, breitet es über seinen Knien aus, ein ganz durchlöcherntes Schnupstuch, und sieht mich mit imposanter Miene an, als wäre er ein Senator oder ein Minister, und nöthigt mich nicht einmal zum Sitzen. Und das Selbstmitleid: plöblich packt mich die Angst, ich bin ergriffen. Das Herz fällt mir bis zu den Sohlen hinunter. Er richtet seinen Seitenblick auf mich. Endlich ... doch genug! Indes als ich mich ein wenig erholt hatte, erzählte ich ihm die ganze Geschichte. Er sagt Nichts, er runzelt die Stirn, er beißt sich auf die Lippen, dann fragt er mich, ohne sich zu beeilen, mit der Miene eines Senators, mit einer Majestät ohne Gleichen: „Ihr Name? Ihr Alter? Ihre Eltern? Sind Sie verheirathet oder Junggesell?“ Dann, nachdem er wieder die Stirn gerunzelt, sich wieder die Lippen gebissen hatte, hebt er einen Finger auf und sagt: „Beugen Sie sich vor den heiligen Wäldern der reinen und hilfreichen Bischöfe, der heiligen Bozimos und Savvat von Salovej.“ Ich warf mich in meiner ganzen Länge hin, und es hätte nicht viel gefehlt, da wäre ich liegen geblieben, solchen Schreden und solche Ehrfurcht schloßte mir der Mann ein, und Alles, was er mir gesagt haben würde, hätte ich meiner Treu gethan. Ich sehe, meine Herren, Sie lachen darüber, aber ich versichere Ihnen, daß ich damals nicht die geringste Lust dazu hatte.

„Erheben Sie sich, mein Herr,“ sagt er endlich. „Man kann Ihnen helfen. Ihnen ist keine Strafe, Ihnen ist eine Warnung gesandt. Das heißt, man hegt Besorgnisse um Sie. Glücklicherweise gibt es jemand, der für Sie betet. Gehen Sie hin auf den Bazar und kaufen Sie dort einen jungen Hund, den Sie immer neben sich behalten, Tag und Nacht. Ihre Visionen werden aufhören, und der Hund kann Ihnen außerdem nützlich sein.“

Ich sah den Himmel offen. Sie können sich nicht vorstellen, welche Freude mir seine Reden verursachten. Ich grüßte Profhorjtsch tief und wollte mich entfernen, als mir einfiel, daß es wohl passend sei, ihm meinen Dank zu beweisen, und ich nahm aus meiner Brieftasche einen Dreirubelschein, aber er stieß ihn mit der Hand fort und sagte: „Geben Sie es einer Kapelle oder den Armen. Solche Dienste lassen sich nicht bezahlen.“ Ich verneigte mich noch einmal, indem ich mich diesmal bis zum Gürtel beugte, und dann vorwärts auf den Bazar.

Und stellen Sie sich vor, als ich in die Nähe der Läden komme, ist das Erste, was ich bemerke, ein Mann in grauem Stallkittel, er trägt auf dem Arm einen zwei Monate alten, zimmetfarbenen Hund, mit weißer Schnauze und weißen Vorderpfoten.

„Halt,“ sage ich zu dem Kittel. „Wie theuer das Thier?“

„Zwei Rubel.“

„Da sind drei.“

Mein Bursch war erstaunt. Er dachte, ich sei toll, aber ich steckte ihm mein Billet zwischen die Zähne, und er trägt mir den Hund auf ausgestreckten Armen bis an meine Tarantaf. Der Kutscher spannte schnell an, und ich war noch denselben Abend bei mir zu Hause. Während des ganzen Weges hielt ich den Hund auf meinen Knien, und wenn er winselte, sagte ich zu ihm: „Trejor, Trejorjtschken!“ Ich gab ihm zu essen und zu trinken; ich ließ Stroh bringen und machte ihm in meiner Stube ein Lager zurecht. Ich löschte mein Licht, und da bin ich im Dunkeln.

„Nun,“ sage ich, „fängt es an.“ Nichts. „Nun! laß doch sehen. Fangen wir an! Laß doch sehen, Canaille! Nun, nur ein Bißchen zum Spaß!“ Ich fing an tapfer zu werden. „Nun, vorwärts! In aller drei Teufels Namen. Heute keine Auf-führung des Sabbath's?“ Ich hörte nur das Athmen des kleinen Hundes.

„Silka!“ rief ich, „Silka! komm herein, Dummkopf.“

Er tritt ein.

„Hörst Du den Hund?“

„Nein, Herr, ich höre Nichts,“ und er fängt an zu lachen.

„Wie! Du hörst Nichts? Warte, da hast Du einen halben Rubel zum Trinken.“

„Erlauben Sie mir, Ihnen die Hand zu küssen,“ sagt mein Schurke, indem er im Dunkeln vorwärts tappt. Sie mögen sich meine Freunde denken!

„Und so endete das?“ fragte Anton Stepanitsch, aber diesmal ohne Ironie.

„Ja, die Erscheinungen hörten auf, und ich wurde nie mehr beunruhigt, aber warten Sie, meine Geschichte ist noch nicht zu Ende. Mein Trejor wuchs und wurde stark und groß, mächtiger Schwanz, lange, langhängende Ohren, derbe Lezzen, ein wahrer Stehhund!

Er schloß sich mir auf ganz ungewöhnliche Weise an. In unseren Gegenden ist die Jagd nicht viel werth, aber wenn ich meinen Hund mit mir nahm, konnte ich immer ein paar gute Schüsse thun. Er trieb mir einen Hasen auf — man mußte ihn hinter dem Hasen sehen! mein Gott! — oder manch liebes Mal ein Rebhuhn oder eine wilde Ente. Aber merken Sie wohl, wo ich ging, ging er; selbst zum Bade nahm ich ihn mit mir. Gut, eine meiner Nachbarinnen, wollte die nicht aus dem Salon jagen meinen Trejor! Das wurde eine heiße Schlacht! Ich erbigte damit, daß ich ihr die Scheiben zerbrach, dieser affectirten Person. Eines Tages also, es war im Sommer, und ich sage Ihnen, es war eine Trockenheit, wie man sie noch nicht erlebt hatte. In der Luft lag es wie Dampf und Nebel. Alles war verbrannt. Ein unheimliches Wetter. Die Sonne wie eine rothe Kugel, und ein Staub, der bei jedem Athemzug niesen machte. Es wurde mir langweilig, immer im Haus zu bleiben, vollständig entkleidet, bei geschlossenen Jalousien. Dann fing auch die Hitze an, sich zu legen. Also gut, meine Herren, ich wollte meiner Nachbarin einen Besuch machen. Diese Nachbarin wohnte eine Werst von mir entfernt. Es war eine sehr wohlthätige Dame, noch jung und frisch, immer nett und proper, nur ein wenig launisch. Ach, bei den Frauen ist das kein großes Unglück. Im Gegentheil, eine Febe gewinnt dadurch. Ich komme also auf dem Perron an, der Weg hatte mir verdammt Durst gemacht. Aber ich rechnete darauf, daß Ninfodora Semenowna mich mit Heidelbeerwasser und anderen frischen Dingen gut restauriren würde. Ich lege schon die Hand auf die Thürklinke, als ich plötzlich hinter einem der Bauernhäuser einen großen Lärm, ein Gepolter, Kinderschreie höre ... Ich sehe hin! Herr Gott! Gerade auf mich los stürzt eine ungeheure große Bestie, die ich im ersten Augenblick gar nicht für einen Hund ansehen konnte. Mit offener Schnauze, blutunterlaufenen Augen, gesträubtem Haar ... Ich hatte kaum einen Angstschrei ausgesprochen, als das schreckliche Ungeheuer auf den Perron springt, sich auf den Hinterpfoten hebt und mir gerade auf die Brust stürzt ... Denken Sie sich die Situation ... Todt vor Entsetzen konnte ich nicht eine Hand bewegen ... wie versteinert. Ich sehe noch die großen, weißen Hauer und die rothe schaumbedeckte Zunge unter meiner Nase. Aber in demselben Augenblick springt ein anderer derber Körper wie ein Blitz an mir vorbei. Es war mein Juwel, mein Trejor, der mir zu Hilfe kam. Und wie ein Bluteigel packt er die Bestie bei der Kehle ... Und da röhrt es, der Andere knirscht mit den Zähnen, er überfällt mich. Ich öffne die Hausthür und mit einem Sprung bin ich im Vorzimmer. Ich trete ein, ohne zu wissen, wo ich bin. Mit meiner vollen Körperkraft lehne ich mich gegen die Thür, und während dem wurde draußen auf dem Perron eine wüthende Schlacht geliefert. Ich schreie nach Hilfe. Im Hause stürzt Alles drunter und drüber. Ninfodora Semenowna läuft mit fliegenden Bändern herbei. Auf dem Vorplatz läßt der Lärm ein wenig nach, und ich höre schreien: „Halt! halt! schließe die Hausthür!“ Ich öffne nur ein Ritzen die Thür zum Perron. Keine Bestie mehr auf dem Perron. Auf dem Vorplatz laufen Leute, die mit erhobenen Armen Holzscherte zusammenraffen, als hätten sie die Pest im Leibe.

„Durchs Dorf! er ist durchs Dorf entflohen!“ schrie eine alte Frau, deren weiße Mütze ich aus dem Dachfenster hervorgucken sehe. Ich trat aus dem Haus. Wo ist Trejor? Ah! da ist er. Ich sehe meinen Retter, wie er zum Vorplatz zurückkommt, hinkend, zerfetzt, ganz und gar blutig. „Was bedeutet das nun endlich?“ frage ich die Leute, die in Menge wie bei einer Feuers-brunnst herbeiliefen. Sie sagen mir: „Das ist ein toller Hund, der Hund des Grafen. Seit gestern streift er hier herum.“

Wir hatten einen Nachbar, einen Grafen, der seine Hunde, ich weiß nicht von woher, mitgebracht hatte, ganz erstaunliche Hunde. Das war mir eine wahre Teufelsbeschwörung, und ich laufe zum Spiegel, um zu sehen, ob ich gebissen worden. Nein, Gott sei Dank, nicht eine Schmarre; aber Sie verstehen, ich war grün wie eine Wiese, und Ninfodorowna Semenowna lag auf dem Divan und schluchzte, wie eine Henne glüht. Das ist natürlich. Primo, die Nerven, dann die Empfindsamkeit. Gut. Sie kommt wieder zu sich und fragt mich mit dumpfer Stimme: „Leben Sie noch?“

„Ja,“ antworte ich ihr, „ich lebe, und Trejor hat mich gerettet.“

„Ah,“ sagt sie, „wie edelmüthig von ihm! Hat ihn der tolle Hund getödtet?“

„Nein,“ sage ich ihr, „er ist nicht todt, aber schwer verwundet.“

„Ach, mein Gott,“ sagt sie, „so muß man ihn augenblicklich erschießen.“

„Dafür, mein,“ sage ich, „Ich werde versuchen ihn zu heilen.“

In dem Augenblick fragt Trejor an der Thür, und ich öffne sie ihm.

„Ach, mein Gott,“ sagt sie, „was machen Sie! Er wird uns alle zerreißen.“

„Berzählen Sie,“ sage ich, „das kommt nicht so augenblicklich.“

„Ach, mein Gott,“ sagt sie, „ist es möglich? Sie haben den Verstand verloren.“

„Ninfodora,“ sage ich, „beruhigen Sie sich, seien Sie vernünftig.“

Aber da fängt sie an zu schreien: „Schnell! hinaus mit Ihrem schrecklichen Hund!“

„Gut! ja, ich werde gehen,“ sage ich.

„Augenblicklich,“ sagt sie, „nicht eine Secunde länger! Entfernen Sie sich!“ Sie sind ein Ungeheuer, und wagen Sie es nicht, sich je wieder vor mir sehen zu lassen. Er selbst ist vielleicht schon toll!

„Sehr gut,“ sage ich, „geben Sie mir nur einen Wagen, denn ich wage nicht, zu Fuß zurückzufahren.“ Wie sie mich ansah.

„Man gebe ihm eine Kalesche, eine Droschke, was er will! Daß er nur augenblicklich fährt! Ach, mein Gott! welche Augen! was er für Augen hat.“

Darauf verließ sie den Salon, verabreicht ihrer Kammerfrau eine Ohrfeige, und ich höre, wie ihr im Nebenzimmer unwohl wird.

Gut! meine Herren, glauben Sie es oder glauben Sie es nicht, seitdem hatte alle Freundschaft zwischen mir und Ninfodorowna Semenowna ein Ende. Und nach reiflicher Ueberlegung kann ich es mir nicht versagen, hinzuzufügen, daß ich für diese Thatsache allein meinem Freunde Trejor bis ans Grab Dankbarkeit schuldig bin.

Ich ließ also die Kalesche anspannen, hob den Trejor hinein und fuhr nach Haus. Dort untersuchte und wusch ich seine Wunden, und ich sagte mir, daß es gut sei, wenn ich ihn mit Anbruch des nächsten Tages zu der weisen Frau im District Gfrem brächte. Diese weise Frau ist ein alter Bauer, der sehr sonderbar ist. Er murmelt Neben über das Wasser; Manche sagen auch, er mische den Schleim der Schlangen hinein. Er gibt es Ihnen zu trinken, und es nimmt Ihnen Alles wie mit der Hand fort.

Bei der Gelegenheit sagte ich mir: Ich werde mir zur Ader lassen, das ist gut gegen den plötzlichen Schrecken. Wohl verstanden, nicht am Arm, sondern am Größchen.

„Was ist denn das Größchen?“ fragte Herr Finoplentow mit ängstlicher Neugierde.

„Das wissen Sie nicht? Sehen Sie, da ist die Stelle unter der Hand, neben dem Daumen, hier, wo man den Tabak hinlegt, um eine gute Prise zu nehmen. Da, das ist der wahre Ort für einen Aderlaß. An der Hand, das ist Blut aus der Ader, aber hier ist im Gegentheil das tolle Blut. Die Aerzte wissen diese Sachen nicht. Die Hufschmiede arbeiten besser, und wie geschickt sie sind. Sie setzen ihren Meißel, ein Hammer Schlag, und es ist gemacht. Gut!“

Während ich diese Reflexionen machte, war die Nacht her- eingebrochen, das heißt, es war Zeit, sich schlafen zu legen. Ich lege mich in mein Bett und, wohlverstanden, Trejor neben mich. Aber ich weiß nicht, war es die Hitze, war es der überstandene Schrecken, waren es die Fische, oder waren es meine Reflexionen, ich weiß nur, daß ich nicht einschlafen konnte. Unmöglich! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mich das ärgerte. Ich trank Wasser, ich öffnete das Fenster, ich spielte den „Moujik von Komarino“ mit seinen italienischen Variationen auf der Gitarre ... Es nutzte Alles nichts. Wah! sage ich mir, ich kann in der Stube nicht aushalten. Gut! Ich nehme mein Kopfkissen, ein paar Bettlischer, eine Decke, ich gehe durch den Garten und richte mich in dem Heuschuppen ein. Da, meine Herren, fühlte ich mich wohl. Eine laue Nacht, sehr lau, von Zeit zu Zeit ein leichter Westwind, als gleite Ihnen eine Frauenhand über das Gesicht. Das Heu, ganz frisch, riecht wie da der Thee. Die Grillen singen in den Apfelbäumen. Manchmal glückt die Wachtel; man fühlt, daß die Schelmin glücklich ist, denn sie ist im Thau neben ihrem Wachtelkönig. Und der Himmel so ruhig. Die Sterne funkeln, man sieht weiße Wölkchen kommen, weiß wie Watte, sie bewegen sich kaum.

Bei dieser Stelle seiner Erzählung nieste Skorewitsch. Kinnarewitsch niest, um ihm Gesellschaft zu leisten. Anton Stepanitsch richtete einen „Wohlfühlen wünschenden“ Blick auf sie.

„Also gut!“ fuhr Profjori Kapitonowitsch fort, „ich legte mich also hin, konnte aber eben so wenig einschlafen. Ich machte meine Reflexionen und ich dachte hauptsächlich über Vorahnungen nach, über das, was mir dieser Profhorjtsch gesagt, so genau vorhergesagt hatte, und warum gerade mir ein so wunderbares Abenteuer begegnen mußte. Ich begriff Nichts, besonders darum, weil es so unbegreiflich war. Aber da winselt Trejor und springt auf dem Heu umher. Seine Wunden schmerzen ihn. Und dann muß ich Ihnen gestehen, was mich noch nicht einschlafen ließ ... Der Mond. Sie glauben mir nicht? ... Ich versichere es Ihnen. Der Mond stand da gerade über meinem Gesicht, glatt, breit und gelb, und ich hatte mir in den Kopf gefetzt, göttliche Güte! daß er sich aus Unverschämtheit und mich zu quälen da hingepflanzt habe. Ich, ich strecke ihm die Zunge aus. Gut. Du bist neugierig, du willst wissen, was ich denke? Ich drehe mich um, aber ich fühle ihn auf meinem Ohr, auf meinem Nacken. Es kühlte mich ein wie ein Regen. Ich öffnete die Augen. Der geringste Grashalm, das kleinste Spinnwebgewebe war wie eisfirt von diesem Satan von Mond, der auslief, als wollte er mir sagen: Halt! Sieh! Gut hin! Dagegen war Nichts zu thun; ich stützte meinen Kopf in die Hand und sah hinaus. Weil ich mußte! Werden Sie es glauben? Ich habe Augen wie ein Hase. Sie öffnen sich wie Hausthore. Ich schwöre Ihnen, ich weiß nicht mehr, was thun, um einzuschlafen. Gut also, ich verschlang Alles mit den Augen. Die Thür des Heuschubers stand weit offen. Man sah auf fünf Werst ins Land hinaus. Man sah — und man sah auch nicht; es war klar und doch verworren, wie es so beim Mondschein vorkommt. Ich sah also hinaus, ohne eine Wimper zu bewegen, als plötzlich ... es schien mir, als bewege sich Etwas weit, weit entfernt ... endlich Etwas, was plöblich vorbeiströmte, es vergeht ein Moment, und ich sehe es noch wie einen Schatten, der springt

... nicht allzu nahe. Was ist das? Ich frage mich? Ist es ein Gase? Ja, es nähert sich... Ich sehe hin. Nein, es ist größer, als ein Gase. Das ist kein Wild. Ich sehe noch immer hin. Der Schatten erscheint wieder und er stürzt sich in die Wiese. Im Mondlicht erheben diese fast weiß, und drüber sah es aus wie ein großer Fleck. Es ist klar! Es ist ein Rothwild, ein Fuchs oder ein Wolf. Das Herz schlug mir. Aber was fürchtete ich? Es gibt ja Thiere, die in der Nacht umherlaufen. Die Neugierde ist stärker, als die Furcht. Ich richte mich auf, ich reiße die Augen auf, aber ich werde plötzlich eiskalt, als hätte mir jemand Eis auf den Rücken gelegt. Und dann... Herr, habe Erbarmen mit mir! Was sehe ich? Der Schatten wächst, er wächst und er stürzt sich durch die Thür der Umzäunung, und ich sehe, daß es ein Thier ist, ein Thier mit enormem Kopf... Es läuft, stürzt wie ein Orkan... wie eine Kugel... Meine Herren, versehen Sie sich in meine Lage... Es steht einen Moment still... es schnüffelt. Es war mein toller Hund... er selbst! Ach! Mein Gott!... ich will mich bewegen, ich kann es nicht... noch weniger kann ich schreien. Er kommt auf die Thür des Schuppens zu, seine Augen blitzen! er stößt ein Geheul aus und stürzt sich ins Heu, gerade auf mich! Aber da ist mein tapferer Trezor, er springt aus dem Heu, er hat nicht geschlafen. Nachen an Nachen paden sie sich; sie sehen wie eins aus. Sie fallen zu gleicher Zeit. Ich erinnere mich nicht, was dann kam. Ich besänne mich nur, daß ich Hals über Kopf über sie fortstürzte und daß ich durch den Garten hin zu meinem Schlafzimmer entfloh. Ich gestehe zu meiner Schande, daß ich mich für einen Augenblick auf mein Bett warf. Aber man hätte meinen Galop und meine Sprünge im Garten sehen sollen. Ich wette, die besten Tänzerinnen Napoleons', die auf seinem Feste polkirt, hätten mich nicht überboten. Nachdem aber der erste plötzliche Schrecken vorbei war, brachte ich das ganze Haus in Bewegung. Alles bewaffnete sich, ich selbst nahm einen Säbel und Revolver. Ich hatte diesen Revolver gleich nach der Emancipation, wissen Sie, ich weiß nicht, bei welcher Gelegenheit, gekauft. Aber welcher Schurke von Waffenhändler, auf drei Schüsse versagten zwei. Da marschirten wir nun in Schlachtordnung, Einige mit Laternen, Andere mit Knütteln bewaffnet, auf den Schuppen zu. Wir gehen vor, wir schreien, wir hören Nichts. Endlich treten wir ein, und was sahen wir?... Mein armer Trezor war todt gegenwärtig... und dieser verdammte Hund ist verschwunden... Niemand hat ihn gesehen. Niemand weiß wohin. Da, meine Herren, fing ich an zu schluchzen, wie ein junges Kalb, und ich gestehe es ohne Scham, ich fiel neben meinem Freund auf die Knie, neben dem armen Thier, das mich zweimal gerettet hatte, und ich küßte ihm lange den Kopf. Und in der Stellung blieb ich, bis meine alte Wirthschafterin Praskowna, die auch in dem Getümmel mitgelaufen war, mir sagte: Was haben Sie denn, Porfiri Kapitonowitsch, wollen Sie wegen eines Hundes sterben? Ja, jagt sie, Gott verzeihe Ihnen! Sie sollten sich schämen, und Sie werden sich erkälten (es ist wahr, ich war kaum bekleidet). Und wenn dieser Hund, der Sie gerettet hat, dabei das Leben verloren hat, so ist es für ihn eine Gnade und eine große Ehre.

Ich trat endlich, obgleich ich nicht der Ansicht Praskowna's war, mit ihr ins Haus. Den tollen Hund erschoss am andern Morgen ein Soldat. Seine Zeit mußte gekommen sein, denn dieser Soldat that seinen ersten Schuß, obgleich er die Medaille trug, weil er 1812 das Vaterland gerettet hatte. Das ist es, meine Herren, weshalb ich Ihnen sagte, mir sei etwas Uebernatürliches begegnet!

Der Erzähler schwieg und fing an, seine Pfeife zu rauchen. Wir sahen uns gegenseitig an, ohne zu wissen, was wir davon denken sollten.

„Ach! mein Herr, sicher sind Sie nun von heiligem Lebenswandel,“ sagte Herr Finoplentow, „und das ist der Lohn.“ Aber nach diesen Worten brach er kurz ab, da er bemerkte, daß die Backen Porfiri Kapitonowitsch's anschwellen und roth wurden; seine Augen wurden kleiner, er brach in ein Gelächter aus.

„Aber glauben Sie einmal an das Uebernatürliche, geben Sie kein Eingreifen in unser Alltagsleben so zu sagen zu,“ begann Anton Stepanitsch, „welche Rolle soll dann die gesunde Vernunft spielen? ...“

Keiner von uns fand eine Antwort, und wie vorher blieben wir stumm.

Ein Spaziergang im Salon.

Plauderei von Louise Mühlbach.

„Wieder ein Regentag,“ seufzte meine Freundin, „wieder unmöglich einen Spaziergang zu machen! Und doch habe ich es meinem Arzte feierlich versprochen, jeden Tag mindestens eine Stunde spazieren zu gehen.“

„Und was verhindert Dich denn daran?“ fragte ich.

Die Freundin zuckte die Achseln.

„Nun eben, des Regenwetter! Schau' nur einmal hinaus, wie schmutzig die Straßen sind, und mit welchem Regen und Wind der Herbst seinen Einzug hält.“

„Aber braucht man denn gerade auf die Straße zu gehen, wenn man einen Spaziergang machen will?“ fragte ich.

„Und wo denn sonst hin?“ fragte sie zurück.

„Wir wollen einen Spaziergang auf dem Divan machen,“ erwiderte ich lachend. „Komm mit mir in meinen Salon, da sehen wir uns behaglich nieder auf den Divan. Er ist groß genug, daß wir beide lang ausgestreckt nach links und rechts liegen können, und in der Mitte steht ein gebudelttes Kissen, an das wir uns Beide lehnen, und das einen bequemen Stützpunkt bietet für unsere Arme. Von da aus machen wir alsdann einen Spaziergang. Ich will Dich tüchtig umherführen. Du sollst mit mir nach Italien und Aegypten, nach Florenz und München, nach Kopenhagen und Kairo wandern; ich will Dich umherführen im Chano-Chaikh von Kairo, auf dem Marcuspiaz von Venedig; wir wollen einen Besuch machen im Vatican und im Harim; wir wollen beten im Dome St. Marco in Venedig, in der Kirche Santa Maria della pace in Rom und in der Mabatiermoschee Mohammed Mits in Kairo. Du sollst einen süchtigen Blick auf Capri thun und auf dem Wüstenland von Sahara ruhen. Willst Du das, Auguste? Willst Du eine Stunde in meinem Salon an meiner Hand einen Spaziergang machen?“

„Ja, ich will,“ jagte sie lächelnd und blickte trotzig nach dem Fenster, an welches eben der heulende Sturm große Regenmassen peitschte.

„Komm in den Salon und laß uns spazieren gehen!“

„Spazieren sitzen, Theuerste,“ jagte ich, indem ich den Arm der Freundin nahm und sie durch den Salon in die breite, tiefe Fensterbank führte, welche, aus dem weiten Gemache vorspringend, die ganze Breite des Salons einnimmt, zwischen den Spiegelpaneeln drei Fenster enthält und zwei kleinere Fenster zu beiden Seiten. „So! Hier in diesem coinen oder vielmehr ägyptischen auf dem schwellenden Divan wollen wir uns niederlassen. Aber jetzt wollen wir uns noch nicht mit diesem coinen ägyptischen, meiner Liebingspartie des Salons beschäftigen, sondern erst einen Blick in dem ganzen Raum umhersehweisen lassen!“

Denke nicht, Auguste, daß ich die Prätenzion habe, Dir mit meinem Salon ein Wunder von Eleganz zu zeigen oder zu behaupten, derselbe sei nach der neuesten Mode eingerichtet! Ganz im Gegentheil! Mein Salon macht die Prätenzion, sich durchaus gar keiner Mode unterzuordnen, sondern aus Laune, aus Zufälligkeit, ganz nach meiner Neigung und meinem Wunsche so eingerichtet zu sein, wie es gerade mir gefällt, ganz ohne Rücksicht auf Mode und Gebrauch. Freilich, die Möbel, die Lehnstühle und Sopha's sind nach der neuesten französischen Mode mit gepufften Polstern und langen Franzen, aber ich bin auch darin von der Mode abgewichen, daß die Möbel nicht übereinstimmen in ihren Stoffüberzügen. Ich habe mir erlaubt zwei Sorten von Ueberzügen zu wählen, und Du siehst da Sopha's und Lehnstühle von dunkelrothem Gobelinstoff, mit den kunstvollsten und in den schönsten Farben leuchtenden eingewirkten Blumenbouquets, und außerdem kleinere Sopha's und Fauteuils von hellgrauem Gobelinstoff mit kleinen seidenen Streublumen überdeckt. Die Möbel alle in Roth zu halten wäre mir zu schreiend gewesen, und alle in Grau zu eintönig und langweilig, also mischte ich das Schreiende und das Langweilige durcheinander, und so hat's vielleicht „eine gute Mischung“ gegeben.

Es ist übrigens ein hübscher Raum, weit und groß; dort drüben in der Wand-Mitte eine große Flügelthür, die hinausführt auf den Corridor, zwei ähnliche Thüren links und rechts in den Seitenwänden.

Freilich, es entfehlt daraus der Uebelstand, daß ich keine eigentliche Frontwand in meinem Salon habe. Aber Du siehst, ich habe versucht, dem Uebelstand abzuhelfen und die Mitte des Salons zum Centrum zu machen.

Da unter dem Kronleuchter steht der große runde Tisch, ein Meisterstück moderner Tischlerarbeit, und ringsumher siehst Du Fauteuils und Lehnstühle jeglicher Art. Da sind zwei niedrige Sessel mit Gobelin bezogen, die in der kunstvollsten Weise, als wären sie gemalt, schöne Blumenbouquets darstellen.

Diese niedrigen Sessel kamen zuerst in Aufnahme im vorigen Jahrhundert durch eine schöne Frau, welche im Orient ihre Jugend verbrachte und dort von den Türcinnen im Harim gelernt hatte, daß die Augen der Frauen einen gar schmachenden und bezaubernden Ausdruck haben, wenn sie dieselben, von niedrigen Sesseln emporschauend, erheben.

Diese Frau war die Gräfin Sophie Potocka, ein armes Bettlerkind aus Constantinopel, welche durch ihre Schönheit, Anmuth und Grazie zu einer in ganz Europa berühmten Dame sich emporhob, und der man um ihrer Schönheit willen Alles verzieh, sogar die Chronique scandaleuse ihrer Jugend, sogar daß sie von Einem Gemahl an den Andern sich verkaufen ließ.

Sie war es, die schöne Sophie Potocka, welche am Hofe der Kaiserin Katharina bei einem großen Feste zuerst mit einem Turban erschien. Und nach einem Jahr trug man in allen Salons der großen Welt in Russland, Deutschland und Frankreich den Turban von weißem Flor mit Brillanten und Blumen und Edelsteinen verziert, wie ihn die Gräfin Potocka zu Petersburg getragen.

Sie war es auch, welche zuerst in ihren Salons, als sie mit ihrem Gemahl, dem General de Witte vermählt war, die niedrigen Möbel einführte, die fast so niedrig sind, wie die Polster der schönen Sclavinnen in den Harims der türkischen Damen, welche sie oft in Constantinopel besucht hatte.

Es muß schön gewesen sein, wenn Sophie Potocka auf einem dieser niedrigen Sessel ruhte und mit ihren großen schwarzen Augen, die so schmachend und so seelenvoll waren, aufschaute zu den Männern, die sie bezaubern wollte oder bezauberte, ohne es vielleicht zu wollen. War sie es doch so gewohnt, daß man ihren Augen das Epitheton „schön“ gab, daß sie eines Tages ganz ernsthaft bei ihrem Arzte sich beklagte: „ach, Doctor, meine schönen Augen thun mir weh.“

Wir haben hier im Berliner Museum ein Porträt der schönen Gräfin Potocka. Es ist in Pastell gemalt, und die Farben sind etwas verblühten, doch zeigt es noch die zarte und schwärmerische Schönheit der Gräfin, und man begreift es, daß diese großen Augen, die wie Sterne aus dem bleichen Antlitz hervorschauen, Jedermann entzücken und zur Begeisterung hinreißen konnten.

Wirf jetzt einen Blick auf das bunte Durcheinander, welches leider zum Theil die schöne Intarsia-Platte meines runden Tisches bedeckt. Da sind Albums aller Art. Ich bitte Dich aber, sieh sie nicht an, öffne sie nicht. Wir haben nicht nöthig, zu diesem Auskunftsmitel der Conversation unsere Zucht zu nehmen, wie man das jetzt in der Gesellschaft so oft thut. Tritt eine Pause ein in der Conversation, weiß man nicht mehr, was man reden, wovon man sich unterhalten soll, ist die ganze Chronique scandaleuse erschöpft, findet sich kein Sänger oder keine Sängerin mehr, welche mit ihrer Dilettantenmusik die Pausen ausfüllen und uns zwingen, mit lächelnden Lippen und freundlichen Mienen ein „Bravo! Bravo!“ zu rufen, ist das Alles erschöpft, so greift man zuletzt mit krampfhaftem Zucken nach irgend einem Album, das auf dem Tische liegt, schlägt es auf und betrachtet die Porträts, fragt nach den Namen und starrt diese grauen Gestalten mit den steifen Köpfen und dem manivriren Lächeln eins nach dem andern mit stummer Neugierde an.

Nein, öffnen wir keine Albums, selbst nicht dieses große Buch hier, obwohl es keine photographischen Porträts enthält, sondern sehr schöne Landschaften darstellt im Buntdruck.

Es ist die Reise des Herzogs von Coburg nach Afrika, der interessante Text erläutert mit interessanten Bildern. Ein Geschenk, welches mir der Herzog bei seiner Rückkehr machte, und das um so werthvoller ist, da man dieses Werk durch den Buchhandel nicht beziehen kann.

Oben auf dem großen Buche des Herzogs liegt ein Briefbeschwörer von weißem Marmor mit einem schönen gemalten Bouquet darauf. Das ist ein Geschenk der Herzogin von Coburg, ein Geschenk, das sie mir zum Andenken gab, als ich das letzte Mal bei ihr zum Besuch in Coburg war.

Die Herzogin Alexandrine ist nicht bloß eine der edelsten, liebenswürdigsten und angenehmsten Frauen, sondern sie ist auch eine Künstlerin, und ihre nach der Natur gemalten Blumen würden einem Dameskizist selbst Ehre machen.

Unweit von diesem Briefbeschwörer liegt das Juwel Alles dessen, was in meinem Salon vereintigt ist, liegt ein Kopf aus rosso antico, die Augen von pietra dura, einer der seltenen Schätze, zu denen man nur durch einen glücklichen Zufall gelangt. Es ist der Kopf eines jugendlichen Bacchus und er stammt aus den Bädern des Caracalla in Rom, wo er wahrscheinlich in irgend einer der Marmorwände eingefügt war. Man sieht noch zu beiden Seiten des lockigen Haupthaars einen Theil der glatten Marmorwand, ebenso auch am hinteren Theil des Kopfes. Sieh ihn an, diesen jugendlichen Bacchus mit den großen, weit geöffneten Augen, mit dem lächelnden, von leichtgekräuelttem Bart umgebenen Munde, ist er nicht das Ideal eines Mannes, und ist nicht das Volk zu beneiden, welches mit solchen Kunstwerken seine Häuser und seine Bäder schmücken konnte?

Bei meiner letzten Anwesenheit in Rom im Jahre 1871 wollte man mir abratnen, die Bäder des Caracall zu besuchen, weil es dort in der einsamen abgelegenen Gegend sehr unsicher sein sollte.

Im Hôtel Minerva an der table d'hôte erzählten mir die Herren, welche uns gegenüber saßen, erschreckliche Geschichten, die in den letzten Tagen gerade sich zugetragen hätten. Ein junger reicher Engländer wäre allein nach den Bädern des Caracall gerannt, und zwei Räuber hätten auf dem einsamen Wege ihn überfallen und ihm seine ganze Reisebarschaft abgenommen.

Der Engländer hatte an der table d'hôte diese Schreckensgeschichte erzählt, und ein geistlicher Herr aus Wien hatte sich davon warnen lassen; aber begierig, dennoch die Bäder des Caracalla zu besuchen, hatte er vorher wenigstens seine ganze Barschaft dem Wirth des Hôtels Minerva übergeben.

Auch auf seinem Wege hatten sich Räuber gefunden, die ihn fest hielten und seine Taschen untersuchten, und da sie in denselben kein Geld fanden, nicht einmal eine goldene Uhr, die des Nehmens werth gewesen, gaben sie dem armen Manne Etwas, das heißt: eine tüchtige Tracht Schläge zur Strafe dafür, daß er ohne Geld gekommen. — Der Refrain dieser Geschichten also war, man dürfe es nicht wagen, nach den Bädern des Caracalla zu gehen.

Ich aber beriecht mich mit meinem „domestique de place“, zu dessen gutem Muth, sowie zu seiner Kenntniß des römischen Lebens ich vollkommenes Vertrauen haben konnte, und er erklärte, daß ich zu Wagen, unter seinem und des Kutichers Schutz, sehr gut die Fahrt mit meiner Tochter machen könne, und daß nicht die geringste Gefahr uns bedrohe.

Also unternahmen wir sie, zum höchsten Ergötzen meiner Tochter; nur daß sie vorher, der Geschichte des armen, geldlosen Geistlichen gedenkend, mir einige Napoleons'or in das Portemonnaie steckte.

Es ist wahr, die Fahrt nach den Bädern des Caracalla ist einsam, und der öde Weg führt außerhalb des jetzigen bewohnten Roms durch ziemlich wüste Strecken dahin. Man hatte auf dem Wege in Folge jener Geschichte ein unangenehmes Gefühl von Aengstlichkeit und Gruseligkeit. Hier und dort traten uns auch wohl hinter den Bäumen, die am Wege standen, einige verwegene Gestalten entgegen. Doch zu unserer Veruhigung gewahrten wir überall auch Posten von Soldaten mit geschulterten Gewehren aufgestellt. Und also gelangten wir unaufgehalten und ungefährdet hin zu den großen majestätischen Ruinen, durch deren weit geöffnete Portale man einst die Schaar der jubelnden Römer einließ, und die jetzt von rohen zusammengefügten Bretterthüren verschlossen waren.

Vergeblich war unser Klopfen an diese improvisirte Pforte. Alles blieb still darin. Endlich gewahrten wir eine Inschrift, die an der Bretterwand sich befand, und mit rother Kreide war da geschrieben: „Caracalla ist nicht zu Hause! Caracalla ist zum Essen gegangen.“ Und so mußten wir denn, um nicht unverrichteter Sache heimzukehren, vor den verschlossenen Thüren auf den Steinen niedersitzen und warten, bis „Caracalla“ wieder vom Essen zurückkehrte.

Neben meinem schönen Bacchuskopf aus den Bädern des Caracalla steht auf dem runden Tisch auf braunem Dreifuß nach pompejanischem Muster eine metallene Schale, eine Nachbildung jener Schale aus dem berühmten Silberfund, den Soldaten beim Aufgraben von Schanzen in Hildesheim machten. Es ist die Schale mit der sitzenden Gestalt der Minerva, dieses Wunderwerk antiker Kunst, das in seiner zarten Ausführung und dem edlen Schwung der Formen und Linien ein erneuerter Beweis jener erhabenen Kunstvollendung der Alten ist.

Selten hat irgend ein entdecktes Werk eine solche Aufregung in der Kunstwelt hervorgebracht, als jener Hildesheimer Silberfund, welcher Alles überragte, was Benvenuto Cellini oder die andern großen Silberschmied aller Zeiten geschaffen haben, und welches in seiner Schönheit und Kunstvollendung allen Bildhauern als ein unerreichbares Ideal sich darstellte. Selbst die berühmte Wartkase, deren Ornamente und Masken sonst allen Künstlern als erhabenes Modell gedient haben, war in den Schatten gestellt von diesen Schalen und Vasen und Beckern des Hildesheimer Silberfundes.

Einer unserer bedeutendsten modernen Bildhauer erzählte mir am Tage der ersten Ausstellung dieser Schätze von ihrer Herrlichkeit und Schönheit, und ganz verzwehelt und ganz begeistert zugleich meinte er, er hätte ein Gefühl, als möchte er Alles, was er selbst geschaffen, zerschlagen, um wieder von vorn anzufangen und in die Schule zu gehen bei diesen wundervollen Kunstschätzen!

Neben dieser Schale steht in der Mitte des Tisches eine schlanke hohe Marmorvase mit einem Bouquet von französischem Porzellan.

Diese Blumen von französischem Porzellan haben indeß gar keine Aehnlichkeit mit jenen Weißner Porzellanblumen, wie wir sie an den Spiegeln und Rasten und Tassen des vorigen Jahrhunderts in hoch aufliegender Arbeit sehen. Sie sind in feinsten Durchführung ganz genau der Natur nachgebildet, die Porzellanblätter so fein und zierlich und durchsichtig wie die wirklichen Blätter der Rosen und anderen Blumen.

(Fortsetzung folgt.)

Nymphäa.

Novelle von Wilhelm Jensen.

Mit Titelvignette von B. Friedrich.)



fen grauen Buchenstämmen hervor, noch aus dem Weidengestrüpp, das den stillen Seespiegel umfaßte. Nur ein Eichfäghen sprang in Sägen wie ein rothbrauner Schatten hurtig über das dürre Laub und an einer mächtigen Tanne empor, die mit abgestorbenem und zersplittertem Geäst ferzengrad durchs Laubholz hinaufstieg. Drobent hochte es sich hinter einen Knorren und lugte klug-ängig hinab.

„Eurhanthe! Diana! Wo seid Ihr!“
 Im hochwogenden Schilf am Uferand summt der Wind, ein tiefschräger, röthlicher Sonnenstrahl fiel durch eine Lücke wie ein goldenes Pfeilbündel ins Herz des Waldes. Nun raschelte es stärker, als komme ein Reh behutsam daher, einen Augenblick noch und es glänzte schneeweiß im dunklen Grün auf. Doch es war kein weißes Reh, sondern ein Mädchenkleid, das in den goldenen Sonnendurchblick hineintrat.

Ein Mädchen, so jung noch wie die junge Buche, die ihre Krone kaum noch über den Scheitel desselben emporwölbt. Auch so schlank und biegsam wie jene, ganz in Weiß gekleidet, doch altfränkisch aufgeschürzt, mit Falbeln und Schleifen überdeckt. Dem jugendlichen Gesicht aber und der gracilen Gestalt stand es, daß man keine anmutigere Tracht für sie erdenken konnte. Der Hut, den sie auf dem blonden Haar trug, war ein buntem Wandwerk besetzter, zierlich geflochtener Korb, über dessen Ränder ihr große, weißröthliche Blüten des Innenblattes auf Stirn und Schläfen herabnickten. Auch am Arm trug sie ein Körbchen mit Melissenblüthen gefüllt, und nur ihre Augen leuchteten wie blaues Edelgestein aus dem Roth und Weiß ihrer ganzen Erscheinung.

Es war schon spät, nur eine letzte verirrte Biene kam noch, von dem Duft der nach ihr benannten Blume angelockt, auf den abendlichen Sonnenstrahlen daher und summt wechselnd um die beiden Körbchen der jungen, reizenden Waldnymph. „Du kommst,“ sagte sie lächelnd, „aber meine Bienen finden mich nicht. Hast Du keine von ihnen gesehen?“

Ein Rollen von Wagen auf fester Landstraße tönte ostwärts über eine Bucht des Sees. Sie lauschte, es entfernte sich unmerklich und verklang weiter hinauf. „Ich glaube, meine Bienen fliegen wirklich nach Haus,“ fuhr sie, vor sich hinsprechend, fort. „Jede denkt, ich sei bei den Andern — das ist lustig und das Süßcheste von dem ganzen Fest. Wie schön ist's, zu wissen, daß Alles umher mit allein gehört.“

Es begann hoch über ihr in den Buchenwipfeln zu flattern, und ein lautes Gurren von Holztauben unterbrach die Stille. Weit gegen Norden hinauf dehnte sich die ruhige Fläche des großen Landsees, die Waldlücke richtete sich wie ein Perspektiv darauf hinaus und ließ am fernem jenseitigen Ufer in hügeliger Landschaft über einem Gehölz den Thurm eines kleinen Städtchens und gleich einer Zinnenkrone darüber ein altes Schloß aufsteigen. Die Abendsonne beglänzte in friedlicher Schönheit sein graues Gemäuer, mit walddumrahmten Buchten verengerte und erweiterte sich der See, eine Wildentente zog wie ein scharfer Strich hoch darüber, weißflimmernd schossen Seeschnalben blitzschnellen Fluges hin und her. Dann buchtete sich ostwärts eine baumdunkle Halbinsel näher heran. Sie war noch immer fern, doch man unterschied deutlich auf ihrer Spitze ein hohes Gebäude von schattigen Parkanlagen umgeben, weiter abwärts zogen Scheunen und Wohnhaus eines Gutshofes an wellenförmiger Anhöhe ins Land. Sie spiegelten tief in unbewegten Gewässern

und lagen schon von der Abendsonne verlassen in schweigender Ferne, nur zwischen ihnen und dem Standpunkt der vereinigten und wie es schien vergessenen Betrachterin glänzte noch ein hellbefrahtes weißes Etwas inmitten des Sees auf. Es stand auf einer winzigen, schiffgrünen Insel, ein säulengetragener, zierlicher Pavillon mit flatterndem Wimpel, in der Beleuchtung dieses

Moments wie von Feenhänden für mittägig oder mitternächtlich herausstauende Nixen der Tiefe erbaut.

Zu der Richtung, aus der zuvor das Rollen der Wagen ertönte, schnitt das Wasser tief noch ins Land und der weit umholende Weg mochte sich bis zum Gut drüben nach Meilen berechnen. Grad über den See hinüber jedoch konnte die Entfernung kaum den vierten Theil betragen, die kleine Insel bildete genau die Mitte und mußte mit einem Boot in einer Viertelstunde leicht erreichbar sein.

Glühender stieg jetzt die Sonne als Kugel neben dem Landstädtchen hinab, es schauerte leis auf in den Bäumen, das Mädchen schrak mit geblendeten Augen leicht zusammen. „Es ist doch einsam hier und der Tag geht zu Ende,“ murmelte sie. Tiefher hinter ihr im Wald, den unsichere Dämmerung zu übernebeln begann, knackte und raschelte es, daß sie sich fast etwas scheu umblökte, denn es kam über das dürre Laub eigentümlich knisternd an sie heran. Sie sprang zur Seite, doch dann lachte sie auf; es war eine närrische Jagd, die sich ihr zwischen die Füße wälzte. Ein Laubfrosch fekte in Todesangst über die raschelnden Blätter, von einem kleinen sammetschwarzen Ungethüm verfolgt, das in wunderlichsten Springen wie blind einherirrend hinter ihm dreinkam, sich auf seine Beute warf, sie wieder verlor und wieder nach ihr haschte. Das Mädchen begriff im ersten Augenblick nicht, was es sei, dann erkannte sie zu ihrer Verwunderung in dem Verfolger einen Maulwurf, der, wie sie sich bückte, um den Laubfrosch zu retten, ihr blindlings grade in die Hände hineinkam. Mit einem hastigen Ruck schleuberte sie den kleinen Räuber vor sich; es überließ sie, sie wußte nicht warum, mit einem Schauer vor dem nächtlichen Treiben der Thierwelt, das im Walde begann. Ihr Blick suchte drunten eine Stelle im Schilfstrand und sie sagte nachdenklich: „Das Boot des alten Knut, des Fischers, muß irgendwo in der Nähe liegen.“ Sie glitt zwischen den Stämmen durch über den Abhang nieder, der ans Ufer führte und ging suchend am Weidengebüsch entlang. Wenige Schritte nur und ein schmaler Pfad bog ans Wasser hinab, dem sie folgte. Einige Pflöde waren in den seichten Grund geschlagen und ein vermorstetes graues Brett darauf befestigt, an dessen Seite ein kleiner, kaum vom Gewässer bespülter Nachen lag. Auch das Tau, das ihn an einem der Pflöde festknüpfte, war halb vermorstet, ein Ruderpaar befand sich unter den Bänken des Rahns. Blütenbes Schilf wogte hoch darüber und verdeckte die Aussicht auf den See, nur ein schmaler Durchhau bildete eine Einfahrt, doch auch in dieser schossen hie und da hohe Reihhalme aus dem Grunde heraus.

Das Mädchen mit den Melissenblüthen hatte offenbar einen schnellen Entschluß gefaßt. Sie schob mit kundiger Hand das kleine Fahrzeug über den seichten Uferstrand und sprang dann von der Spitze des wackelnden Brettes lachend hinein, ergriff die Ruder und schob den Nachen mit ihnen durch das Schilfhor hinaus. Nur zehn Minuten mochten derweil vergangen sein, allein die Abendlandschaft hatte sich in ihnen völlig verändert. Aller Glanz war überall gewichen, der Wald rauschte düster, mit leichten Kräuflerwellen murkte der See unheimlich fast und fremdartig ins Schilfdickicht hinein und bog das Rohr mit leise schauerndem Laut durcheinander. Eine Möve kam durchs Zwielflicht hart an der jungen Schifferin vorüber gejagt, stieß einen warnenden Schrei aus und verschwand. Diese hielt die Augen nachdenklich auf den Pavillon, den einzigen noch immer hellen und scheinbar dicht vor ihr winkenden Punkt in der Runde gehesht und zauberte einige Secunden. „Es ist sonderbar,“ murmelte sie, „jeder Fremde hätte den Nachen so gut wie ich nehmen können, ohne ihn dem Alten wieder zurückzuschaffen.“

Sie schlug geschickt die Ruder ein, und das leichte Fahrzeug flog aus dem Waldesschatten auf den freien See hinaus. Doch plötzlich hielt sie nochmals inne; man sah, daß ein Gedanke sie überließ, der ihren Kopf mit unwillkürlicher Scheu nach dem verlassenen Gestade zurückbog. „Vergaß ich's ganz? Sagte nicht Jemand im Frühjahr, der alte Knut sei gestorben?“

Ein Schatten strich wie mit grauer Riesenhand über das Wasser auf sie zu. Sie schüttelte lachend das Haar aus der Stirn, daß die Melissenblüthen flogen, und rief: „Ich glaube gar, Melitta fürchtet sich, der Alte könnte als Charon unsichtbar mit an Bord sitzen, um meinen Kahn über diesen Styr zu lenken. Wie würde Persephone lachen, wenn sie es wüßte! Es scheint, der Zufall begünstigt den Tag, und sie werden staunen, wenn die

Welle ihnen ihre verlorene Melitta zurückbringt. Komm nur, alter Charon, und führe mich hinüber!“

Kräftig schlug sie die Ruder wieder ein, daß es perlend über der grauen Wasserfläche aufblitzte, und das Boot glitt in der Richtung des schattendunkelsten Schloßes auf der Spitze der Halbinsel fort. Schweigend verdrödete die Baldeßmauer sich hinter ihr, nur das Gurren der Tauben drang noch zu ihr herüber; doch, ob sie es nicht vernahm, begann unter den Bäumen das Dämmerungstreiben mehr und mehr. Vorsichtige Thierfüße schlüchen über das Moos, wie ein Hauch schwebte es auf geräuschlosem Fittig von Ast zu Ast und sah mit glühendem Augensterne hernieder. Jetzt hielt Alles den gehobenen Fuß inne und duckte sich lautlos zurück, wie Antilope und Gazelle, wenn sie die Nähe des Schatzes wittern, denn ein schneller kräftiger Schritt kam über die Höhe des Waldwegs. Der unsichtbare Wanderer pflügte eine Melodie, die eines Studentenliebes unverkennbar, aber unter den aufhorchenden Ohren befand sich keins, das den poetischen oder musikalischen Werth desselben zu schätzen wußte, sondern jedes richtete nur seine Aufmerksamkeit auf das Knacken und Krachen des trocknen Gezweigs unter dem herannahenden Tritt. Näher kam er, nun trat ein junger Mann in leichtester Sommerkleidung aus weißer Leinwand in das Waldesperspektiv, welches das letzte Tageslicht zwischen die alten Buchenstämme hereintrug und sein etwa zwanzigjähriges, lachend offenes und einnehmendes Gesicht noch deutlich erkennen ließ. Auf der nämlichen Stelle hielt er an, auf der zuvor das Mädchen gestanden und ließ seine Augen mit schwärmerischem Ausdruck über den See wandern; ein Doppeltes war in ihnen zu lesen, daß sie nicht zum ersten Mal dort hinüber schweiften, und daß der Thurm des fast im Zwielflicht jetzt verschwimmenden Städtchens drüben das Ziel ihres Weges sei.

„Das Herz ist närrisch, was will es dort? Auf den Kirchhof gehn, um Namen zu lesen oder die Häuser anzustarren aus deren Fenstern fremde Gesichter herausgaffen? Die Heimath? Was bleibt von ihr, wenn die Menschen nicht mehr sind, bei denen das Herz daheim war? Nun hab ich sie gesehen — sie liegt noch da wie in Kinderzeit — und das Klügste wäre, du gingest zurück in die Fremde und liehest sie den Fremden.“

Er sagte es mit halb schwermüthigem, halb spöttischem Lächeln und strich hastig eine widerpenfliche Thräne fort, die an den Wimpern hervorquoll. So jung er war, erregte er den Eindruck, geistig schon kaum minder fest auf sich zu ruhen, als seine kraftvolle Gestalt es auf ihrer körperlichen Basis that. Eine scharlachrothe Mütze mit goldgewirktem Randstreif kennzeichnete ihn deutlich als Angehörigen einer Universität, ein gleichfarbiges Band schlang sich über seine breite Brust. Er sah hinunter und fuhr in seinem Monolog fort: „Dort liegt Waldenbuch, das Schloß des Grafen Sternberg. Es liegt auch wie früher, was will ich mehr? Mir scheint, ich kann ruhig nach Heideberg zurück. Hier habe ich einmal als Junge mich verirrt und stand und heulte, und ein Herr kam und fragte freundlich, warum ich weinte. Ein Paar kleine Dinger in weißen Kleidchen waren bei ihm und guckten nicht neugierig an, und eins von ihnen faßte mich an der Hand und sagte: ‚Willst Du nicht mit uns?‘ Dann fragte der Herr wieder: ‚Wie heißt Du?‘ und ich antwortete: ‚Ernst! — und weiter? — ‚Achso! — So, da kenne ich Deinen Vater, er ist ein braver Mann und ich will Dich zu ihm zurück schaffen. Komm! — An der Landstraße, wie wir aus dem Wald traten, hielt ein Wagen, ich sah neben dem Kutscher, der eine Livree trug, und wir fuhren wohl eine Stunde lang. Dann bogen wir rechts ab, und ich fragte: ‚Geht's hier in die Stadt?‘ ‚Nein,‘ versetzte der Kutscher, ‚hier geht's aufs Schloß.‘ ‚Ich will aber zu meinen Eltern in die Stadt,‘ erwiederte ich kleinlaut. ‚Ich denke, Du willst dahin, wohin der Herr Graf und Comtesse's Töchter Dich bringen,‘ sagte er kurz, und ich sah mich scheu um. Nun kamen wir nach Waldenbuch, und ich wurde an den Tisch gesetzt und aß, ein Gericht nach dem andern, ich dachte, es nähme nie ein Ende. Zuletzt that's das doch, und wir erhielten jeder noch eine rothe Pflirsch, die kleinen Mädchen und ich, und durften aufstehen und in den Park laufen. Auch Wein hatte ich bei Tische bekommen, und als wir am See spielten, fragte ich meine neue Kameradin, wie sie heiße. ‚Abelheid.‘ Sie sah mich an und sagte dazu: ‚Du solltest immer hier bleiben, ich mag Dich leiden.‘ ‚Ich darf nicht, denn ich muß zur Schule,‘ erwiederte ich, doch sie fiel ein: ‚Weißt Du, ich darf auch Etwas nicht und möcht' es doch so gern, einmal nach dem Pavillon da zu den Seerosen auf der Insel hinüber.‘ Ein Diener kam und rief meinen Namen, der Wagen, der mich zur Stadt bringen sollte, wartete. Aber die Kleine hielt meinen Arm fest und rief eifrig: ‚Nein — nein!‘ ‚Ich muß, Abelheid,‘ versetzte ich mit einem Seitenblick auf das mißmuthige Gesicht des wartenden Bedienten. Nun kam sie dicht an mein Ohr und flüsterte plötzlich: ‚Aber nicht wahr, wenn Du größer bist und nicht mehr in die Schule gehst, kommst Du wieder und bringst mich nach dem Pavillon zu den Seerosen? Dann schenke ich Dir eine von ihnen!‘ — ‚Ja, wenn Du dann darfst.‘ — ‚Du heirathest mich, da darf ich Alles!‘ rief sie. Der Bediente lachte albern und zog mich fort an den Wagen, und ich kam in die Stadt, und mein Vater war so beglückt über die Ehre, die mir widerfahren, daß er ganz vergaß, mit mir über mein Fortkommen zu zanken.“

Der junge Mann im Walde sprach es halb träumerisch laut vor sich hin, doch allmählig zuckte es ironisch um seine Mundwinkel und er setzte hinzu: „Der alberne Bediente war der Klügste von uns. Es ist auch eine Erinnerung, doch, wie mir scheint, ebenfalls keine, und deshalb einen Schritt weiter vorwärts zu machen. Jam satis — valet!“

Er wiederholte es noch einmal auf Deutsch: „Genug — ade!“ und machte eine Bewegung, sich auf den Waldweg, den er gekommen, zurückzuwenden. Allein dabei warf er einen Blick noch auf den See und brach in die verwunderte Frage aus: „Gibt es Schwäne jetzt auf dem See? Das wäre etwas Neues wenigstens.“

Zwischen dem Inselpavillon und seinem Standpunkt glänzte in der That jetzt etwas Weißes auf, das auf den ersten Blick im Dämmerlicht wie ein riesiger Schwan erschien. Dann wandte das Auge des jungen Mannes sich scharfer darauf hin und erkannte das weiße Kleid eines Mädchens in schmalem, der Insel zugewendetem Boot.

Ganz deutlich sah er Alles. Die Schifferin hatte grade die Ruder eingezogen und sich in dem bewegungslos daliegenden Nachen niedergebückt. Sie hantirte hastig an dem Boden desselben, und in schneller Folge perlte ein schmaler Silberstrich auf der stillen Fläche neben dem Kahn auf.

War es nicht ein Ruf, ein Schrei, der durch die Abendruhe über den See daherkam?



Polnische Insurgenten.

Der Student horchte. Nein, nur die Holztauben gurrten noch in der Waldesfinsterniß hinter ihm, und ein Eulenflügel hüpfte durchs sommerdichte Laub. Weshalb auch sollte die Zirfassin des Bootes gerufen haben? Weder die Kronen der Buchen, noch den Spiegel des Wassers regte ein Hauch mehr, es war in einem Nachen so gefahrlos, wie auf dem festen Boden unter seinen Füßen.

Doch plötzlich war es Ernst Echhof, als ob — Er strengte seine Augen übergewaltig an — es mußte eine Spiegelung sein, aber ihm war, als liege der dunkle Rand des Rahns nicht mehr so hoch über der Wasseroberfläche, wie er ihn zuerst gewahrt, und zugleich schlug unverkennbar der Hilferuf einer weiblichen Stimme an sein Ohr. Eine Secunde stand er noch, wie um sich zu vergewissern, daß es kein Traum sei, sondern daß er dies Alles wirklich sehe und höre, dann rief er fast lustig: „Nun, das scheint mir ein Operationsfall zu sein, wo auch ein Mediciner im fünften Semester schon berufen ist, ein heilsamen Eingriff zu thun!“ und verwundert glogte die Schleier-eule mit ihren funkelnden Augensternen hoch vom dünnen Tannenknorren herab dem wie der Wind aus Schilfgebüsch nieder-schießenden Störenfried ihres Jagdreviers nach. Ein Moment und es krachte laut in dem auseinanderbrechenden Köhricht, daß ein halbes Dutzend von Beschüßnern mit krächzendem Angstschrei flatternd hervorstritten, dann plätscherte es wie ein Riesenschiff, und dann schnellte sich eine rothleuchtende Witzge mit der Kraft und Gewandtheit eines ungewöhnlichen Schwimmers in der Richtung des Bootes fort.

In diesem stand das Mädchen, oder vielmehr es schwamm ebenfalls darin. Der Nachen lag zur Hälfte mit Wasser gefüllt und hob ihre weißen Kleider, während sie in ununterbrochener Hast die eindringenden Wasser mit dem Melissenkörbchen über Bord schöpfte. Doch es war eine Danaidenarbeit, denn das Wasser rieselte einestheils durch das leichte Korbgeschlecht zur größeren Hälfte fort in den Rahn zurück und andernteils strömte in jeder Minute das Fehnschiff von dem, was sie auszu-schöpfen strebte, durch die leeren Fugen herein. Die Sommerhitze hatte offenbar das seit dem Tode des alten Fischers unbenuzt daliegende Boot ausgedörrt, daß es in einer umgekehrten Weise wie ein lange Zeit hindurch nicht gebrauchter Eimer durch Spalte und Ritzen das Wasser in sich hinaufzog. Es that es um so schneller, je voller es wurde, und die Arbeit des Mädchens erwies sich mit jeder Minute vergeblicher.

Sie sah es ein und ließ die Hände sinken. Ihr Auge überflog mit seltsamem Ausdruck die schweigenden Wasseroberfläche und sie sagte leise: „Ich habe mir den alten Charon etwas früh selbst zu Gast geladen und hätte heut' Morgen nicht gedacht, daß unser mythologisches Fest ein so classisches Ende nehmen würde. Doch was thut's denn, einmal kommt er uns allen ja und fährt uns hinüber —“

Sie richtete sich im Nachen auf und blickte furchtlos um sich. Ein eigenthümliches Bild war's, das Wasser umwallte den unteren Theil ihres Körpers, und sie schien wie eine Nixe aus ihm aufzusteigen, doch das andere Körperchen, das ihr als Hut diente, nickte noch mit seinen rötlichweißen Melissenblüthen auf ihr ruhiges Gesicht herab. Auf Schußweite etwa lag die Insel mit dem Pavillon vor ihr, weiße Punkte glitzerten rundum aus dem Wasser und deuteten, daß ein Kranz von Seerosen sich um das Ufer herumzog. Der Blick des sonderbar ruhigen Mädchens haftete darauf, und ein silbes Lächeln schwebte über ihre feinen Lippen. „Es war mein sehnsüchtiger Kinderwunsch einst, zu ihnen hinüber zu kommen, jetzt erfüllt er sich vielleicht; sei freundlich, alter Charon, und gewähre es mir!“

Dunkelnde Töne stiegen aus dem Rahn auf, der kaum noch eine Handbreite über das Wasser ragte, allein die Züge der Zirfassin drückten so wenig Beunruhigung darüber aus, als sei sie eine Meersee, der jede Welle gehorsam den Rücken wie ein weißer Kletter darbietend müsse. Sie kreuze die Arme über der Brust und sah mit einem traumhaften Lächeln den weißen Teichprosen entgegen, so daß sie Nichts von dem Plätschern vernahm, das aus der von ihr gleichfalls eingeschlagenen Waldrichtung hastig näher und näher an sie herankam. Doch nun wandte sie plötzlich zusammenfahrend die Stirn.

War es ein Ruf aus der Tiefe, der ihr als Willkommensgruß ans Ohr gelangt?

Ihr Auge lief suchend durchs Zwielticht über den See. Etwa auf doppelte Rahnlänge von ihr entfernt hielt ein glimmernder Reflex bewegten Wassers es an, und sie stieß einen unwillkürlichen Laut des Staunens aus. Unverkennbar spaltete dort die stille Fläche sich auseinander, und ein sonderbares rothes Meergothhaupt tauchte vom Grunde des Sees herauf.

Vielleicht waren die Augen, die sich herüber und hinüber anblickten, gleicherweise verwundert. Wenn sie in ihm einen Meerergott sah, erschien ihm die seltsam bekränzte und gewandete Gestalt in dem sinkenden Fahrzeug noch mehr wie eine Najaide. Er hatte sich bis an die Brust im Wasser aufgerichtet, die Haft, mit der er das Schilfdickicht durchbrochen ihm seine leuchtende Kopfbedeckung mit nickenden Kohrblüthen umflochten, und es perlte und rieselte ihm in hellen Tropfen von Schultern und Boden.

Mit einer raschen Bewegung schoß er jetzt heran, es rauschte gegen den Nachen, und seine Hand faßte den Rand desselben.

Wie die Augen ihres Antlitzes sich begegnet, so mochten es auch die ihrer Phantasie thun. Schweigend lag die stille Land-runde weit umher in Schatten versunken, und nur auf dem Gewässer ein letzter erhellender Glanz. Beiden war es märchenhaft zu Muth, als seien sie die einzig Lebenden auf der Welt, irgendwo an stillem Ende derselben, wosin ihre Art, ihr Treiben und ihr Gedächtniß nicht reiche, und unbewußt fast mit träumerischer Stimme fragte das Mädchen:

„Woher kommst Du? Hat der Alte meine Bitte gehört und Dich geschickt, mich zu begleiten?“

Wie mit Weltvergessenheit strich auch um seine Stirn der leise Wind. Er sah hinauf durchs ungewisse Licht in ihr Antlitz. — „Ja, ich komme herauf, Dich zu holen,“ versetzte er. „Deine Mützel trägt Dich nicht mehr, Nereide, komm zu mir! Ich habe der Nymphäa ein altes Gelübde zu erfüllen, Nymphy, und trage Dich zu ihr.“

Er hatte die Ruder ergriffen und sie über Bord zu sich gezogen. „Auch Du —?“ sagte das Mädchen mit eigenthümlichem Ton, doch gleichzeitig sank der Rahn unter ihr fort, ihre Kleider bauchten sich auf der Wasseroberfläche empor, und die Arme des jungen Mannes fingen sie kraftvoll auf, daß ihr Gesicht das feuchte Element nicht berührte. Gewandt unterbreitete er ihr die Ruder gleich einer Bahre und hielt ihren Kopf mit der Linken aufrecht darüber, während seine Rechte dem Ufer der kleinen Insel zu-

strebte. Ganz still war's und es sah aus, als zögen ein Triton und eine Najaide, anstrengungslos von der dunklen Fluth getragen, über die glatte Fläche dahin. Wortlos, ruhelos wie im Traum — weißlich schimmerten die Säulen des Pavillons näher heran. Das Mädchen lag zurückgebogenes Hauptes mit weit offenen Augen, und sie sahen, wie heimlich über ihr im Blau Stern um Stern zu blitzen begann. Ihre Hände schwammen nachleitend im Wasser, nun legte sich glattes Geranke um sie her und umstrickte auch die Füße des Schwimmenden, daß er mühsamer vorwärtzringen mußte. Dabei ließ seine Linke sie einen Augenblick fahren, und sie verlor, bis an die Lippen niedersinkend, den Halt und griff instinctiv mit der Hand um sich. Allein der Gegenstand, den sie umklammerte, wich schlüpfrig unter ihr fort, und wie sie hastiger danach faßte, riß er los und blieb ihr in den Fingern. Doch zugleich hatte der starke Arm des jungen Mannes sie schon wieder emporgehoben, er schwamm nicht mehr, sondern stand bis an die Schultern nur noch im Wasser und trug sie auf den Händen, das dicke Ufergeschlecht, das den Inselrand umgürtete, zerreißend, ans trockene Gestade hinan. Dort legte er sie sanft auf weichen Rasenhang neben dem Pavillon nieder und sagte: „Die Nymphäa schien unwillig zu sein, daß wir gekommen. Ich fühlte es wohl, sie rechte die Arme nach uns herauf und hätte uns gern hinuntergezogen.“

„Dum soll die Widerwillige gezwungen werden, ihrem Herrn den Lohn zu bieten,“ versetzte das Mädchen, sich im hohen Graze aufrichtend. Sie hob die Hand und reichte ihrem Kletter den Gegenstand, den ihre Finger noch immer umschlossen hielten; die Knospe einer Wasserrose war's, unentfaltet noch, nur an der Spitze schimmerten zwischen der grünen Hülle die fest geschlossenen Kelchblätter weiß herauf.

Der Jüngling nahm sie stumm, es kam wie mit einer plötzlichen Verwirrung, einem Erwachen, über ihn und er erwiderte stotternd: „Sie ist das Bild ihrer Geberin und soll mir Ihr Angedenken bewahren, Fräulein —“

Doch diese fiel ihm lächelnd ins Wort: „Seit wann heißt man Nereiden so? Kommen wir denn aus einer Gesellschaft von Sterblichen, die sich Complimente sagen und sich belügen? Auf unserem Götterfisk, dünkt mir, herrscht Götterfreiheit auch, und ich habe Dich nicht gefragt von wanken, o Sohn des großen Neptun, so frage auch Du nicht mich. Hier ist des grauen Ocean's Rand, dem wir Beide entstiegen, und ich heiße Dich Triton —“

„Und wie nennst Du Dich selbst, schöne Tochter des Meeres?“

Sie nahm den Melissenkorb von ihrem Haar und hielt ihm die Blüthen entgegen. „Melitta.“

„Ein süßer Name, mein Dir trinkt ihn wie die Biene seinen Honig. Doch, holde Trägerin seines Duftes, wie kamst Du hierher, was trieb Dich in Dein gebrechlich Muschelfahrzeug und über den See?“

„Ich kam aus dem Walde, und die Nacht trieb mich, die mich von meinen Gefährtinnen getrennt.“

„Deine Gefährtinnen, wer waren sie?“

„Artemis und Persephone.“

Antwort und Fragen klangen seltsam durchs Dunkel. Er kniete an ihrer Seite, doch beide vermochten nicht mehr die Züge des Andern zu unterscheiden, sie fühlten nur, daß die Augen sich inmitten des lichtlosen Raumes zwischen ihnen begegneten und hielten wie an unsichtbarem Band. Minuten vergingen, der Jüngling hatte scherzend erwidert: „Das ist eine vornehme olympische Gesellschaft, in die ein armer Triton gleich mir nicht hineinpaßt.“ Nun fröstelte er leicht, glitt sich bestimmend über die Stirn und blickte um sich. „Doch, Melitta — wenn Du willst, daß ich Dich so nenne —“ fuhr er fort, „Du kannst so die Nacht nicht hier bleiben, Dein Gewand triest, und Dein Rahn liegt am Grunde — wie kommst Du von hier? Soll ich rufen? Allein es wird Nacht und ich fürchte, Niemand hört mich über den See.“

Er wollte aufspringen, sie hielt ihn am Arm und versetzte, fast ängstlich, schnell: „Nein, rufe nicht! Es wäre vergeblich. Du hast Recht.“ fügte sie langsamer bei. „Aber Du hast auch Recht, wir können so nicht bleiben.“

Sie stand ebenfalls auf und wandte sich um. „Dies ist ein Tempel der Artemis, und ich weiß ein Zauberwort von ihr, auf das seine Pforte sich öffnet. Geh' ans Ufer hinab, derweil ich es spreche, dann rufe ich Dich.“

Sie flüsterte es geheimnißvoll, und er folgte stumm ihrem Gebot, während ihre Hand im Gras an der Seite des Pavillons tastete und einen kleinen Schlüssel hervorzog, mit dem sie die Thür öffnete und im Innern verschwand. Der junge Mann ging harrend am Rande des Wassers, aus dem die Seerosen als weiße Sternchen aufleuchteten, hin und wieder. Er versuchte zu denken, doch es lag wie süßer, betäubender Rausch über seinen Sinnen; wenn er einen Gedanken erfassen, ihm nachfolgen wollte, kam es gleich einer Woge von Duft und trug auf schleierartigem Gewebe Alles mit sich fort. Ganz leise murmelte jetzt der See, ein letzter goldener Strich verglühete fern im Westen, doch im Osten schwebte es dafür mit silberdurchwirter Helle herauf und zeichnete die schon im Schwarz versunkene Hochkuppe des Waldes drüben wieder scharf gegen den Horizont ab. Immer glanzvoller strahlte es zum Zenith, einige Minuten vergingen noch, und es begann wie der Rand eines glühenden Riesenauges über die Walbkronen zu blicken, dann schwebte von flatterndem Goldwölchchen getragen die silberne Vollmonds-gondel ins kristallene Blau des Luftmeers empor. Ein magisches Licht überfloss wieder den See, erhellend und verwebend zugleich, beiseiden traten die Sterne, einer nach dem andern, unsichtbar in den Weltenraum zurück, und: „Triton!“ rief es hellklingend im Rücken des Jünglings.

Er wandte sich um und erschraf fast. Eine hohe weiße Gestalt stand mondüberflossen vor ihm, in einer Gewandung, wie der Bildhauer sie einer der sitzsaft verhüllten Göttinnen der heiteren Griechenwelt zu seinen pflegt. Zum ersten Mal auch gewahrte er deutlich ihre Züge. Es war nicht das hoheitsvolle Antlitz einer der oberen Gottheiten des Olymps, doch nicht minder schön und reicher noch mit Anmuth vielleicht begabt. Ein süßes, edelsteinblendendes Dryadengesicht schien's, auf das die Melissenblüthen wieder herabnickten; sie nahm sein sprachloses Erstaunen wahr und sagte lächelnd: „Latona's Tochter hat die kleine Melitta verwandelt und ihr eines ihrer eigenen Gewänder geliehen. Sie entbietet auch dem Sohne des großen Neptun durch mich ihren Gruß und bittet ihn, ihm gleiche Günst gewähren zu dürfen.“

Er vermochte das Wort kaum zu finden, das er suchte. „Ist hier denn Delos?“ fragte er.

Sie nahm seine Hand und führte ihn zum Pavillon. „Zum mindesten kommt Apoll manchmal hierher,“ versetzte sie fröhlich, „und die Mutter schickt für Dich eines seiner Gewänder.“

Sie bückte sich an den weißen Säulen und hob Kleider empor, die sie ihm darreichte. Ein Purpurmantel umschlang dieselben und Sandalen mit goldgewirkten Bändern lagen darauf. Dann blickte sie ihm ins Gesicht und sagte unbefangen: „Du hast keine Gestalt und kein Wesen, und Alle werden Dich für ihn halten.“

Es schien ihr Alles so natürlich, wie sie es sprach, offenbar war sie den Tag hindurch Theilnehmerin an einem mythologischen Feste gewesen und sie lebte, von den letzten Vorgängen in eine noch erhöhtere, fast rauschartige Stimmung versetzt, in den nämlischen Vorstellungen weiter. Sie fühlte sich dem gewöhnlichen Leben entrückt und wollte es vergessen und vergaß es. Ein Zufall eigner Art schien das Spiel des Tages an seinem Schluß in Wirklichkeit verwandelt zu haben, und sie nahm es als solche. Giltiger trieb sie jetzt den Gefährten: „Dich friert, und es wäre kein Ruhm für Delos, wenn ein Gott sich auf ihm erkaltete. Mach' geschwind!“

Er gehorchte willenslos wieder und wandte sich gegen den Pavillon mit dem sonderbaren Inhalt. Allein sie hielt ihn ernsthaft zurück: „Nein, ich weiß nicht, ob Latona es duldet, daß Du ihren Tempel betriffst. Ich habe ihr nicht gesagt, daß Du der Sohn Neptun's bist, denn sie hegt noch Groll gegen ihn aus alten Tagen, als Juno sie verfolgte, und er dieser ihren Aufenthalt verrieth. Geh' auf die andere Seite des Tempels, Triton!“

Es lag verständig in den Worten, daß sie ihn nicht im Innern des Pavillons hineinlassen wollte, und er that nach ihrem Geheiß, während sie sich an der Stelle, wo er sie verließ, zu Boden setzte und in die Mondnacht hinausblickte. Die Gewänder packten ihm in der That, als seien sie für ihn gemacht, es durchfloss ihn aus ihnen mit erquickender Wärme, wie er seine nassen Kleider von sich gestreift. Die Sommernacht war so lind, betenaheschwül, daß ihm dies unfreiwillige Bad als Erfrischung erschien; er legte die Sandalen kunstgerecht an, stand auf, sah sich nieder und lachte. Doch auch ihn befieng die phantastische Vorstellungswelt, in die er plötzlich versetzt worden, so ganz und gar, daß er ebenfalls schon in ihr lebte und das Nachdenken über Alles von sich abschob, von heut' auf morgen, vom märchenhaft reizvollen Augenblick auf das Erwachen nach dem Traum. Hastig kehrte er jetzt auf die andere Seite des Tempels zurück, wo seine Inselgefährtin saß, welche die Melissen vom Haar genommen und statt ihrer sich einen Kranz von Seerosen um die Stirn wand. Sie blickte auf, dann sprang sie empor und klatschte in die Hände. „Ich begrüße Dich mit Ehrfurcht, Apoll,“ sagte sie. „Deine Goldbrose schlafen in Ibetis Haus, und Deine Wiener summen nicht mehr, so ziemt es auch mir, mich zu verwandeln.“

„Und wer bist Du nun denn?“ fragte er.

Sie versetzte ernsthaft: „Ich täuschte Dich und hatte mich nur verkleidet, so lang' Du am Himmel wandelst. Doch da Du Dich herabläßt, mich hier unten zu suchen, kehre ich zu meiner wahren Gestalt zurück, Dich in meiner Heimath würdig zu empfangen und zu ehren.“

„So wärest Du die Herrin dieser Insel?“

Sie nickte.

„Und wie nennst Du Dich in Wahrheit?“

Ihre Hand deutete auf den weißen Kranz, der ihr Haar umschloß, und sie erwiderte schnell: „Nymphäa.“

Allein er wiederholte seine Frage: „Nein, in Wahrheit meine ich.“

Doch sie gab keine andere Antwort. „So lang' Apoll bei mir verweilt, heiße ich Nymphäa.“

„Und wie lang' wird dies sein?“

„Bis Deine Schwester von uns geht —“ ihr Arm hob sich zum Silberwagen Luna's empor — „und die Sterblichen Dich an ihrer Statt zurückverlangen. Verschmähe es nicht, schönlodiger Gott, Dich zur Seite der armen Nymphy zu setzen, deren Wohnsitz Du vor dem von Tausenden meiner Schwestern ehrst, und erzähle mir, was Dein leuchtendes Auge gesehen, wenn es über Schlucht und Gebirg, über Wüsten und vielärmende Städte der Menschen gewandelt. Sag' mir, was Alles Du im Geist und im Herzen bewahrt, was es erfreut und bekümmert hat, derweil ich hier in einsörmiger Wasser- und Waldesrunde mit dem schweigenden Echo wortkarg Unterhaltung gepflogen.“

Das silberne Himmelslicht umfloss Alles in geisterhaft verblendendem Schein. Eine blendende Riesensäule stieg es aus der lautlosen Tiefe des Sees, es umzitterte die schimmernde Rundung des Tempels, aufblühende Funken streute es ringsum durch die Nacht. Von den Wasserrosen auf dem blonden Haar rieselte es gleich perlendem Thau und strahlte mit blauem Glanz auf den Edelsteinen unter dem weißen Kranze zurück. Apoll aber stützte den Arm rückwärts auf den weichen Rasen, das Haupt an die Fläche der Hand gelehnt, die Augen unverwandt in das Antlitz Nymphäa's gerichtet, und begann:

„Was begehrt Du, o Nymphy, und wovon soll ich Dir berichten? Wiße denn, Laune wandelte mich an, daß ich meiner feurigen Wagen verließ und unerkannt hinabstieg unter die Wölker der Sterblichen, ihre Tracht und ihre Sitten annahm, um zwischen ihnen zu weilen und meiner Einsamkeit in den lautlosen Gefilden des Aethers zu vergessen. Nicht ich bin es, der seit Dervudhst, das goldmährige Gespann droben am Himmelsbogen dahinlenkt, sondern der Hand eines besreudeten Gottes, welche die scharfen Zügel besser zu behaupten weiß, als Phaeton ein unfeligen Gedenkens, vertraute ich es an. Ich selbst aber schwebte herab und betrat mit der Sohle das Gewölke eines hohen, dem Ida ähnlichen Berges, den die Eingeborenen jenes Landes ebenfalls als den Sitz ihrer Fürsten geehrt und Königsstuhl benannt und schritt von dort, einem der Thron gleich, nieder zu der Stadt an rauschendem Strom wie der Stamander, sie hießen ihn Meda und Heidelberg die Stadt an seinen Ufern. Dort seit Jahren nun wohnte ich schon in dem Hause von Sterblichen bei einem Wittib, deren Gatte in einem Kriege gegen Völker, die der Aethiopiern zu, halb barbarisch ihr Dasein verbringen, erschlagen.“

Er wollte fortfahren, doch seine Zuhörerin fiel ein: „Ist's nicht jung und hübsch, Apoll?“

Er schwieg überrascht einen Augenblick, und sie fuhr fort: „Täusche mich nicht, Deine Schwester wird sie oft an Deiner Seite gesehen haben, vielleicht Hand in Hand mit Dir, und sie ver-schweig mir Nichts, wenn ich sie frage.“

„Nein, Nymphäa, bei der Wahrheit meines eigenen Lichtes, versetzte er lächelnd, „sie ist alt und garstig. Doch Hand in Hand — damit Luna mich nicht Lügen strafe — bin ich mit ihr gegangen, aber jo —“

Er streckte seine Hand aus und faßte ganz leise die rosig-fingerfingigen seiner Genossin — „denn da ich Mensch geworden erduldet ich auch menschliche Leiden und ward krank. Da fühlte sie meine schwachen Füße und pflegte mich und kochte mir ein Wasserluppe.“

Die schmalen Fingerpitzen regten sich nicht, sie verharrten willenslos dort, wohin sie geföhrt worden, und Nymphea sagte halb lachend, halb theilnehmend: „Armer Gott, Du wurdst krank und mußt dich Wasserjuppe essen? Du hast dich wohl reichlich an Weine nachher dafür entschädigt, der, wie Merkur mir eines Tages, als er hier vorüber kam, erzählt, dort wachsen, und den die dortigen Menschen ungemischt aus entsehrlich großen Krügen genießen sollen. Beschönige es nicht, Apoll, denn auch das wird Luna gesehen haben.“

„Bisweilen, holde Nymphe, denn der goldhelle Quell, der von den Bergen des Nektar rinnt, faßte mich mit süßer Erinnerung an den Nektar des Olymps, und wenn er mir das Herz durchfluthete, empfand ich wieder, daß ich ein Gott sei und daß mir die Schwingen nicht fehlten, um mich, wenn ich wollte, zu den Unsterblichen zurück zu tragen. Ja, dann fühlte ich, daß auch die goldenen Saiten meiner Leier mir in alter Weise noch gebrachten, daß die Begeisterung, die Jugend, die Schönheit aus ihr erklangen.“

Seine Hand schloß sich unwillkürlich um die stillen Fingerpitzen zusammen. Diese machten eine leicht unruhige, doch kaum merkliche Bewegung. „Die Schönheit? Welche?“

„Die Schönheit des Daseins, die wir den Sterblichen verweihen haben,“ erwiderte er rasch, und die Finger hielten wie beunruhigt inne. „Aber auch ihre Weisheit kennen zu lernen, was ich bekommen, und oft jaß ich lange zu den Füßen der graubärtigen Aeltesten in dem Tempelgebäude, das ihnen errichtet worden, um heilbesessenen Jüngern die geheimnißvollen Lehren Vesculap's zu überliefern. Jahre verbrachte ich unter diesen und lernte den Werth der Kräuter und die Kunst, aus dem Pulsschlag des Blutes die verborgenen Tiefen des Herzens zu ergründen.“

Sanft und traulich legten seine Finger sich bei den Worten um das zierliche Handgelenk. „Und was erlaucht Deine Kunst aus meinem Pulsschlag, kluger Schüler des Vesculap?“ fragte Nymphea träumerisch.

„Er ist sanft, als zürne er der Hand nicht, die ihn hält, und doch stark wie ein Quell, den es raslos aus überwallendem Borne herausdrängt. Doch drunten in der Tiefe, welche dieser birgt, funkelt es von goldenen Athern, und leuchtende Steine glühen vielfarbig darin. Und wie meine Hand gleich einem Ohre seinen Mären lauscht, da klingt es auf den Wellen mit seltsamen Stimmen von Freude und Bangen, wie harrendes Sehnen. Und den Hörenden faßt es und wogt ihm zum Herzen und neht ihm die Lippen mit süß aufströmender heimlicher Sehnsucht und zieht sie hernieder.“

Die kleine Hand zuckte leis und suchte sich zu befreien, doch sie scheute unverkennbar davor zurück, diesen Zweck durch gewaltames Fortziehen zu erreichen, und kehrte wieder und ließ die warmen Lippen, die sich auf sie geneigt, auf sich ruhen. Ihre Wirtin aber sagte: „Du verräthst dich, Apoll, die Maske Vesculap's ist nicht für dich. Ich will dir glauben, daß Du deine Kunst eifrig erlernt hast, doch ich bedarf ihrer nicht, und Dein Ohr hat sich getäuscht. Wovor sollte der kleinen Nymphe dieser Ansel bangen, und wonach sollte sie sich sehnen? Allein von einer anderen Kunst sprichst Du zuvor, von jener, welche Dein Bild an ihrer Stirne trägt und Dich als ihren Meister ehrt. Wohl, gib von ihr, der holdtönenden, schnell mir ein Beispiel und fasse die Stunde, die uns hier seltsam zusammengeführt, in eines Wortes goldenen Klang.“

Er hob die Stirn und sah ihr in die Augen, aus denen es leuchtend glänzend wie zitternde Silberfunken sprühte, und er entgegnete eilig:

„Es war in Sommermächtnacht, am Inselstrande sahen wir und träumerisch mit stummem Blick die Abendbernen maßen wir. Die Sterne zogen langsam auf, die Augen irren mälig ab und fanden sich und hielten sich, und Welt und Stern vergaßen wir.“

„Vergaßen wir?“ Ihre Lippen wiederholten es leise, und Minuten vergingen, in denen die Augen stumm nach den verklungenen Worten thaten. Eine Strahlenbrücke hatte sich von ihnen herüber und hinüber gebaut, glänzend wie aus Demant und doch im Mondlicht schwebend wie Mariengarn, und hinüber und herüber hüpft es lautlos wie das Weberschiffchen eines Feentindes, wie Eifenfuß.

Wer sah in thaubeglänzter Sommernacht zwei Rosen von silbernen Fäden umwunden? Ein Hauch kommt daher und bewegt ihre leuchtenden Blätter. Wie Perlen umrieselt es sie, und märchenhaft gleich rothen Lippen der Nacht erblühen und glühen ihre Kelche. Und der leise Schauer der Lüfte neigt sie zu einander, er zieht sie am elsengetriebenen Bande, das sie umschlingt. Rauberisch näher und näher, ein Augenblick noch und die rothen Lippen müssen sich berühren — da braust ein Windstoß, ein Bote des heraufbrechenden Morgens aus der Nacht, und sie fahren schwankend auseinander, und die silbernen Fäden flattern zerrissen in der kühlen Luft.

„Vergaßen wir!“ wiederholte das Mädchen abermals, doch mit anderem, lautem, irrem Ton. Sie war aufgesprungen und wich, wie aus einem Traum erwachend, schein vor ihrem Gefährten zurück, daß er verwundert fragte: „Was hast Du, Nymphea?“ „Vergessen,“ entgegnete sie, „Du sagst es, Alles vergessen. Sie werden mich suchen und in Angst um mich sein, und Niemand ahnt, wo ich sein mag.“

Sie brach ab und deutete mit der Hand ans rechte Seeufer hinüber. „Siehst Du, es ist wie ich gesagt, dort sind sie! Schon lange vielleicht, gewiß — in Noth und Sorge um mich, die sie vergessen.“

Aus dem Dunkel des waldigen Gestades flammte es an verschiedenen Stellen von rothen, sich hin und her bewegenden Punkten. Manchmal vergrößerten sie sich und fielen wieder kleiner zusammen, es waren unverkennbar Faceln, nur in größerer Anzahl bei einander, nun hierhin und dorthin sich zerstreut.

„Was willst Du, das ich thun soll?“ fragte der junge Mann.

„Soll ich zu rufen versuchen?“

„Nein!“ Sie trat ihm rasch wieder näher und ihre Hand ruhr ängstlich zu seinen Lippen auf: „Was könnten sie — ich meine, sie könnten es doch nicht hören.“

(Fortsetzung folgt.)

Polnische Insurgenten.

(Nach ihrem Gemälde gezeichnet von Ernestine Friedrichsen.)

Die Malerin dieses Bildes ist den Lesern des Bazar nicht unbekannt. Vor einigen Monaten brachte derselbe einen Holz-

schnitt nach einem ihrer Gemälde, die polnische Landbriefbotin. Schon in jener einfachen Gestalt aus dem Volke bewies Fräulein Friedrichsen eine seltene Kraft, das Typische und National-Charakteristische des slavischen oder specieller polnischen Stammes aufzufassen und in einer dabei ganz individuellen Figur zur Anschauung zu bringen. Mit dem größeren Gegenstande ist ihr Talent gewachsen. Aus jenes Volkes Schmerzen- und opferreichen Leidensgeschichte wählte sie einen ergreifenden Stoff. Und mit eben so tiefer weiblicher Innigkeit als männlicher Energie wußte sie ihn in unserm Bilde künstlerisch zu gestalten.

Eine gram- und entsehrte, eine düstere und trostlose Periode der neuern Geschichte, jener letzte Aufstand des russischen Polen während der Winter- und Frühlingmonate vor nun zehn Jahren! Das Todtgekläute bäumte sich noch einmal in fürchterlichen krampfhaften Zuckungen gegen seinen Sieger auf. Bei Gelegenheit der Rekrutenaushebung brach die lange heimlich vorbereitete, wohl organisirte Empörung im ganzen Lande aus. Die „Nationalregierung“, die in der Hauptstadt, dem starken Centrum der russischen Macht selbst tagende und wirkende und doch für diese lange unerreichbare, leitende und organisirte Oberbehörde der Revolution, entflammte den nie ganz erloschen geweienen patriotischen Fanatismus des Polenthums zur hellen verzehrenden Flamme. Was dieser, die eigne, freiwillige, blinde, todesmuthige Hingebung nicht that, that der grausame Terrorismus, welchen die verborgenen Leiter der Bewegung überall auf dem ganzen insurgirten Gebiete unter den Augen ihrer Gegner ins Werk zu setzen verstanden. Während sich die Patrioten, die fanatisirte Jugend voran, — von dem Glauben an jene Wunderwirkende Kraft der Begeisterung, der Vaterlands- und Freiheitsliebe besetzt, von welcher schmeichlerische, die Geschichte fälschende und zum Roman verwandelnde Historiker fabeln, — der schändlichen Uebermacht, den kampftüchtigen Truppen entgegen in das sichere und nutzlose Verderben stürzten, verrichteten unansgeseht die Schergen jenes Terrorismus, die Hängegendsbarren, an den Launen, Galben und Säumigen so gut wie an den offenbaren Verräthert ihr fürchterliches Werk. Wenige Volksaufstände, etwa mit Ausnahme des spanischen gegen die napoleonische Herrschaft, können sich an Grausamkeit der Kampfweise auf beiden Seiten mit diesem polnischen des Jahres 1863 vergleichen.

Der besiegte, der entwaflnete und zumal der verwundete Feind in einem regelrechten Kriege unserer Zeit ist vor der Rache des Gegners sicher. Der ihn eine Stunde zuvor müthend bekämpfte, wird zu seinem mitleidigen Helfer und Pfleger, der mit ihm willig den letzten Trunk aus der Feldflasche, das letzte Stück Brod aus der Tasche theilt. Das sind, wie Jeder weiß und die gesammte Geschichte der letzten Kriege lehrt, keine Ausnahmefälle, sondern durchweg die Regel, welche besser als Alles den trotz dieser Kriege gemachten riesigen Fortschritt in der Humanität beweist.

Aber der Bürgerkrieg kennt diese nicht. Der Sieg sättigt nicht den Sieger; die Wuth des Hasses überlebt die Leidenschaft des Kampfes, der Unterlegene ist der Verbrecher. Der Soldat wird zum Henker auch am Verwundeten, Waffenlosen. Wer ihn verbirgt vor dem nachspürenden Verfolger, wer ihn pflegt in seinem Elend, den Verschmähten erquickt, den Blutenden verbindet, die ersten, heiligsten Menschen- und Christenpflichten an ihm übt, wird zum Mitschuldigen. Die Strafe trifft ihn wie Den, dessen er sich erbarmte.

Fürchterlich ist dies Kriegesrecht des Bürgerkrieges von beiden Parteien während jenes polnischen Aufstandes gehandhabt worden. Wie übertrieben auch manche, zu bewußtem Zweck absichtlich gefärbte Schilderungen der, zumal von russischer Seite dabei geübten, Grausamkeiten sein mochten, so ist jenen Kämpfern der Charakter eines grausamen Vernichtungskrieges doch nicht abzupprechen. Um so rührender und um so heroischer erscheint das Verhalten der von der unerbittlichen sichern Rache bedrohten, unglücklichen Volksgenossen der Kämpfer des Aufstandes den Verfolgten und Verwundeten gegenüber.

Solch eine Scene des reinsten Opfermuthes ist es, welche die Composition des Bildes von Fräulein Friedrichsen schildert. In dem verborgenen Keller eines Edelhauses, in welchen sich die Weiber und Kinder vor dem oben auf dem Felde und im Walde tobenden Gesechte geflüchtet haben, spielt diese Tragödie. Bis jetzt kennen nur die Insurgenten den wohlversteckten Zugang zu dem unterirdischen Asyl. Dorthin haben getreue Arme die schwerverwundeten Opfer auf Brettern und Bahnen noch zu tragen gewußt; dorthin schleppen sich die leichter Verletzten.

Sie wissen es: hier finden sie treue Herzen und helfende Freundeshände, — so weit noch zu helfen ist; in zarter weiblicher Hülle den festen, starken Opfermuth, den auch die grausamste Strafordnung, die Aussicht auf das nahe gewisse Verderben nicht zu lähmen und zu schrecken vermag. Ein erschütterndes und ein tief rührendes Schauspiel, das uns dies Bild zeigt! Tod, Jammer und Leiden ringsum; aber tröstlich leuchtet auf dem düstern Grunde die sorgende Liebe, der echte Heroismus des Weibes. Den Säugling an die Brust drückend, trägt die junge Bauerfrau die Schale mit der warmen Suppe so sorglich zu dem auf das Strohlager am Boden gebetteten, schwer verwundeten Insurgentenführer hin; ihr Aeltester neben ihr scheint mit kindlichem Stolz darauf, in so großer Sache schon mitzuwirken, den Krug mit dem erquickenden Trunk herbei zu schleppen. Der alte Waffengefährte, der vielleicht schon 1831 mit gefochten und geblutet hat, richtet neben dem Lager kniend, sanft wie eine Mutter den Verwundeten auf. Dort neben ihnen, dem Waffengefährten am Boden scheint der Tod bereits die Erlösung zu bringen. Ahnungslos sitzt der kleine Bube neben dem Sterbenden, mit den Palmeln in den Händchen spielend; in stummem, starrem Schmerz drüben die Mutter. Es ist wohl mehr noch, als die rein menschliche Theilnahme oder der Gram der Patriotin, was sie dort gleichsam versteinert wie Hekuba.

Tiefer im Hintergrunde zur Rechten und zur Linken, überall Schmerz, Leid und Mitleid in mannichfacher Gestalt und überall mit schlichter, kraftvoller, ehrlicher Wahrheit, ohne Affectation und Gemachtheit zur Erscheinung und zum Ausdruck gebracht. Es ist ein Bild, das von den gewohnten Schwächen, an welchen die Schöpfungen weiblicher Künstler so oft krankten, wenig spüren läßt, und doch in der tiefen Innigkeit der Empfindung, die in seinen Gestalten lebt, deutlich verräth, daß die Anschauungen, welchen diese resolute und tüchtige Malerhand so wirksamen Ausdruck gab, auch von einem innig warmen und zarten weiblichen Herzen beeinflusst werden.

Ludwig Pietsch.

Ein Kochbuch.

„Haben Sie je den Grafen Monte Christo gelesen?“ „Gewiß, und die drei Mousquetairs auch, es gab eine Zeit, wo ich für Alexander Dumas Vater schwärmte, und trotz alles deutschen Nationalstolzes denke ich noch heute mit Vergnügen an die schönen Stunden, die ich dem alten Franzosen verbande. Mag die Kritik sagen, was sie will, ich wäre im Stande, die Geschichte des Grafen d'Artagnan mit allen Fortsetzungen noch heute bis zum letzten Blatt durchzulesen, ob mit demselben Entzücken, wie damals an der sonnigen Gartenmauer unter Rosenduft und Blüthenpracht im Garten des alten Dufels, wo wir die Sommerferien zubrachten, lasse ich dahin gestellt sein. Die Erinnerung würde mitlesen, und die Augen mir zuweilen übergehen.“

„Da Sie dem alten Romancier ein so treues Andenken bewahrt haben, wird es Sie vielleicht interessieren, zu erfahren, daß soeben zu Paris noch ein nachgelassenes Werk von ihm erschienen ist.“

„Roman oder Drama?“ „Keins von Beiden, sondern nichts mehr und nichts weniger, als ein Kochbuch.“

„Ah, so hat er es doch wahr gemacht. Er pflegte öfter zu sagen, daß er seinen fünfshundert Bänden als Schluß ein Kochbuch hinzufügen möchte. Welchen Titel führt denn das Buch, und haben Sie es gelesen?“

„Wenigstens soviel davon, um mir ein Urtheil bilden zu können. Es führt den etwas anspruchsvollen Titel: Grand Dictionnaire de cuisine par Alexandre Dumas (1 vol. grand in 8°. Paris 1873, Lemerre) und ist vollständig im Geiste des Dichters der ‚Dame von Monjoreau‘ geschrieben. Dumas, wie er lebt und stirbt, sieht den Leser aus den Blättern des Kochbuchs heraus an, er spricht von der Küche und vom Kochen, aber er spricht auch von Weltgeschichte und Poesie, sein köstlicher Humor sprudelt wie eine frische Quelle mitten im Küchengärtlein.“

Dieser gute Dumas, er hat sich durch seine Romane so in das siebenzehnte und achtzehnte Jahrhundert versetzt, daß er schließlich ihre Liebhabereien theilte. War doch eine vornehme Dame des siebzehnten Jahrhunderts, die Marquise von Sablé, als Kochkünstlerin berühmt, stand mit allen Kochbüchern auf gespanntem Fuß, weil ihrem Geschmack keines genügte, und hatte obendrein die lobenswerthe Angewohnheit, alle ihre Freunde und Freundinnen mit den Erzeugnissen ihres Talentes zu beschenken. Der große Denker Larochefoucauld schickte ihr zuweilen einzelne seiner Gedanken zu, hat sich aber dafür das Rezept zu einer Mohrrüben-Suppe und einem Hammel-Ragout aus.“

„Ich erinnere mich, daß die Schwester des großen Condé, die Herzogin von Longueville, mit dieser Marquise Sablé förmlich eine kulinarische Correspondenz führte, und daß die Diners beider Damen berühmt waren. Auch sind noch viele ihrer Recepte erhalten, namentlich die vom Arzt der Marquise Sablé, Doctor Valant, gesammelten, unter denen sich zum Beispiel Eier à la huguenote und Hühner à l'abbesse befinden.“

„Ah, jetzt verstehe ich, Dumas hat Bartholomy's Buch über die Freunde der Madame Sablé und die Aufzeichnungen des Doctors Valant studirt.“

„Das hat er nicht gethan, sie waren ihm nicht zugänglich, aber er hat doch ein merkwürdiges Buch geschaffen. Die Einleitung zum Beispiel enthält eine kurze Geschichte der französischen Küche seit den ältesten Zeiten. In Frankreich, wo man sich um historische Kleinigkeiten viel weniger kümmert, als bei uns, ist man sehr erstaunt, durch Dumas zu erfahren, daß der Gebrauch des Tischluches erst im dreizehnten Jahrhundert aufkam, daß vor Karl dem Siebenten die Servietten unbekannt waren. Aber auch einem Deutschen wird es interessant sein, zu lernen, woher der Ausdruck Restaurant stammt; in der Rue des Poullies zu Paris hatte im vorigen Jahrhundert ein Speisewirth Namens Boulanger folgende Devise über seine Thür gesetzt: Venite omnes, qui stomacho laboratis et ego restaurabo vobis.“

Der erste berühmte Restaurateur war ein ehemaliger Küchenmeister des Hauses Condé, Namens Méot, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts, während seine hübsche Frau am Comptoir saß, an kleinen Marmortischen servirte. Nach dieser Einleitung folgt ein Brief von Dumas an seinen Collegen Jules Janin, einer der wenigen Briefe in der Welt, deren Länge den Leser nicht stört, er enthält eine Fülle von historischen Anekdoten, von denen die eine oder andere mir vielleicht noch gegenwärtig ist.“

„Ich werde nachher darum bitten, aber erst sagen Sie mir, wo bleibt das Kochbuch in diesem Kochbuch?“

„Gebuld, es kommt schon, und obenein wird der alte Romancier darin ganz feierlich; er betrachtete die Kochkunst wirklich als Kunst. Seine sehr klaren praktischen Recepte sind alphabetisch geordnet, mitteninne aber taucht zuweilen der Erzähler auf und bringt bei der Erwähnung irgend eines ganz harmlos scheinenden Wortes plötzlich die reizendste kleine Anekdote, so daß Dumas' Kochbuch im Salon vielleicht eine noch größere Rolle spielen wird, als in der Küche selbst. Nur ein Beispiel: er nennt zufällig das Wort Salat-Bereitung, sofort fügt er die Geschichte des Chevalier d'Albignac hinzu, der durch die Bereitung eines Salats während der Emigration sein Glück machte. Der Chevalier lebte sehr armselig zu London, wurde indessen doch eines Tages zu einem Diner in einem der ersten Gasthäuser eingeladen. In einem anderen Tische saßen mehrere junge Leute, die ihn an seiner Sprache als Franzosen erkannten. Der Eine brachte das Gespräch auf die Gelehrlichkeit der Franzosen im Salatbereiten, für die d'Albignac auf vieles Bitten den Beweis lieferte. Dabei lockte man ihn das Geheimniß seines Namens und seiner Armuth ab und ließ ihn schließlich eine Banknote von bedeutendem Werth zurück. Seit jenem Tage wurde er in alle großen Häuser eingeladen mit der Bitte, den Salat zu bereiten, und entsprechend dafür honorirt. Er bekam den Beinamen: the fashionable salad-maker, er fand eine kleine Schachtel, die alle Ingredienzien zur Salatmischung enthielt, verkaufte sie zu Tausenden und kehrte nach der Restauration mit einem hübschen Vermögen nach Frankreich zurück.“

„Nach dieser Probe scheint das Dumas'sche Kochbuch allerdings sehr vielseitig zu sein, aber Sie versprochen mir eine Anekdote aus dem Briefe an Janin.“

„Nun wohl, zum Abschied also folgendes Geschichtchen: Ludwig der Achtezehnte war ein großer Gourmand und hielt sich einen besondern Beamten, welcher die für die königliche Tafel bestimmten Früchte kosten mußte. Eines Tages erschien ein

*) Kommt Alle zu mir, die Ihr am Magen leidet, ich werde Euch wieder herstellen.

Correspondenz.

Gärtner aus Montreuil mit einem Körbchen der vorzüglichsten Pfirsiche, die er gern auf die königliche Tafel gebracht hätte. Dazu aber mußte er sich erst an Mr. Petit-Radel, Bibliothekar des Instituts und Vorkoster Seiner Majestät wenden.

Ludovica Hesekiel.

Die Mode.

Es geht nicht — nämlich die Verbannung französischer Namen und Ausdrücke aus meinen Berichten. Wie gern ich den Wünschen patriotischer Leserinnen, den Mahnungen des Redacteurs und meinem eigenen udemärtischen Herzen nachgeben und alle Gallicismen verdrängen möchte — in der Mode geht es nicht, denn nicht ich, sondern die Industrie taucht die Eintagsfliegen dieses launenhaftesten aller Frauenköpfe, und wenig würde eine Uebersehung in mein geliebtes Deutsch kommen, so lange in Läden und Magazinen die Waare allenthalben und ausschließlich unter französischer Firma verkauft wird.

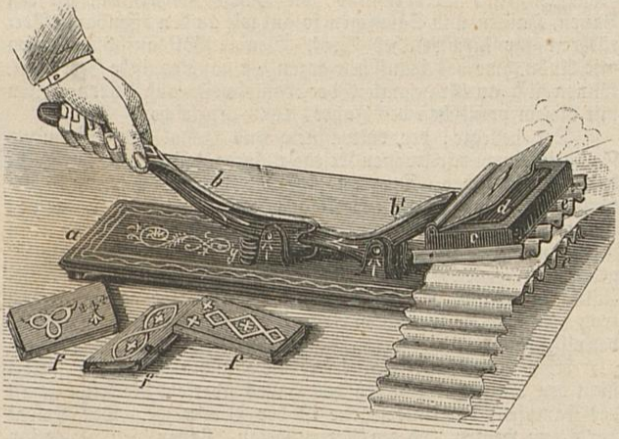
Sommer-Paletots und Mantelets. Die Façon derselben wechselt ins Unendliche. Durch Originalität zeichnet sich der Paletot Ludwig XVI. aus. Seine Vordertheile sind sehr lang, mit großen, weit nach hinten sitzenden Taschen ausgestattet, am vorderen Rande derartig abgeschragt, daß ihre unteren Ecken auf die hinteren Seitenbahnen der Robe treffen; die Rückenstücke dagegen reichen kaum über den Schlüssel der Taille hinaus und bilden einen kurzen, sehr faltigen Schoß.

gerasteten Haarfrisur entsprechend — sehr breit, nach vorn hin schmal auslaufend; zuweilen werden sie durch eine gefaltete Kränze oder Kränze aus hellfarbiger Seide oder auch durch einen in der hinteren Mitte angebrachten Blumenzweig garnirt. Die noch immer beliebten Leinenkränze sind in der Form etwas verändert; der hochstehende, den Hals umschließende Theil ist sehr breit, die vorderen Ecken sind derartig umgelegt, daß der Bruch eine scharfe Richtung hat, auch stehen sie vorn 2-3 Cent. weit auseinander; sie werden meist durch eine innerhalb der Halskränze angebrachte Fraise oder durch eine farbige Kravatte mit Jabotschleife aus Mull und Spitze vervollständigt.

Veronika von G.

Wirthschaftsplaudereien.

Amerikanischer Tollapparat. Vor ein paar Jahren brachten wir Abbildung und Beschreibung einer zum Tollen von Seide, Varège und Wolle bestimmten Maschine. Dieselbe erhielt vielen Beifall und würde sicher noch weit größere Verbreitung auch in kleineren Haushaltungen gefunden haben, wenn sie nicht einen durch Construction und Material bedingten ziemlich hohen Preis gehabt hätte.



Den sich die Tollformen (s, e), und ist der Apparat geheizt, so pressen und appretiren sie daswischen gelegtes Zeug ganz so, wie es eine Tollseere thut. Dem Tollapparate sind auch noch andere, besondere Muster zeigende, messingene Pressformen (t, k) beigegeben, welche beim Gebrauch an die Stelle der Tollformen gebracht werden, und für einzelne bestimmte Zwecke, zum Beispiel zum Einpressen von Figuren in Tafelvervierten, recht willkommen sein werden.

Auflösung des Rebus Seite 98.

„Künftige Ereignisse werfen ihren Schatten voraus.“

Buchstaben-Räthsel.

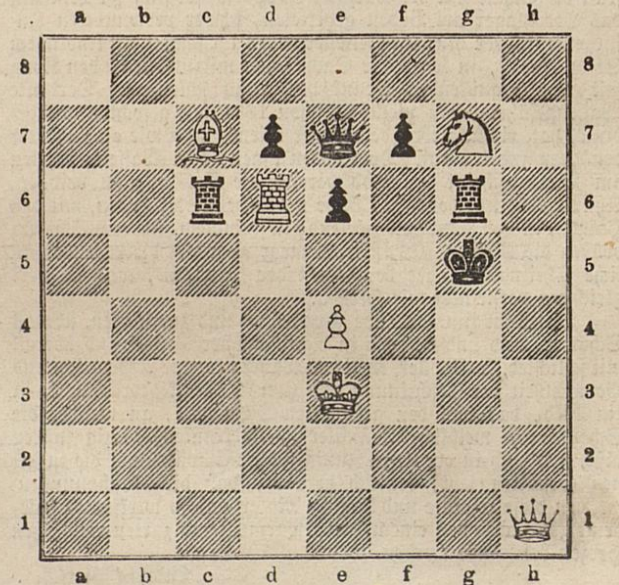
Table with 4 columns and 4 rows of letters: j a n r, r g r e, e e b r, a a b n

Das erste Wort ist nur ein Korn; das zweite ein Vogel, das dritte ein Bedenke- und Bindewort; sieh' zu, daß in das vierte keine Motten kommen.

Dr. W.

Schach-Aufgabe. Nr. III.

Eine Thee-Gesellschaft. Von R. S. Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

E. L. P. in W. Sie können aus dem genannten Stoffe sowohl Jacke als Tunika in der Weise wie Abb. Nr. 42 und 44 auf Seite 87 des Bazar von 1873, als auch ein Ueberkleid anfertigen; beides ist gleich modern. Abonnentin J. — 26 ans. Woiree-Unterröcke werden immer noch getragen. Vervollständigen Sie das rosa Kleid durch ein Ueberkleid von weißer Mull. In Bezug auf das andere rathen wir: schwarze Spitze, Aermelbutter von der Farbe des Kleides, einen Schoß wie Abbildung Nr. 45 auf Seite 23 des Bazar von 1873. Regenmäntel in einer der nächsten Nummern. Der Stoff von eingestrichelter Probe dürfte sich nur grün oder braun färben lassen. — Junge Mädchen pflegen, so lange sie im Hause der Eltern leben, keine eigenen Wiffentarten zu führen, sondern bei Besuchen und dergleichen ihren Namen mit Weißtuff auf die Karte ihrer Mutter zu schreiben.

Plauderhündchen. Lesefränkchen in D. Wir lösen unser bißlich gegebenes Versprechen und bringen anbei das Porträt unseres Mitreders, Dr. Ernst Gastein, dessen junge und jugendfrische, eigenwirthliche höchst bedeutende Kraft Ihre Aufmerksamkeit so sehr erregt hat. Sein „latinisches Epos“ Venus Urania wird, wie es nach seinem schnellen Siege über das versmüde Publicum und die lobensunlustige Kritik zu erwarten stand, demnächst in zweiter Auflage erscheinen. Haben Sie denn aber schon sein jüngstes Werk „Pariser Silhouetten“ gelesen? — Von den Herren Richard Schornstein, Director der städtischen höheren Töchterschule und Lehrerinnen-Bildungsanstalt zu Oberfeld und Alwin Viktor, Director der städtischen höheren Töchterschule zu Dresden, unterstützt von namhaften Pädagogen, erscheint im Verlage von W. G. Teubner eine „Zeitschrift für weibliche Bildung in Schule und Haus. Centralorgan für das deutsche Mädchenstudium.“ Preis jährlich drei Thaler. Das erste Heft des ersten Jahrgangs enthält eine Reihe beherzigenswerther, gutgegründeter Artikel über „den deutschen Unterricht, höhere Töchterschulen“, die „Bedeutung der Erziehung“ u. s. w. Die Leserin war für uns ebenso anregend als unterrichtend. Freilich, um präcise Urtheile und das Einzelne eingehender zu besprechen, bedürfen wir nicht die Erfahrung des Schulmannes, doch bürgt uns wie dem großen Publicum für die Bedeutung des Werkes erstlich der Name und die Stellung der Herausgeber, ferner die Firma W. G. Teubner, welche nicht nur als Classiker sondern als classischer Verlag weltbekannt ist. — Ebenso bequem wurde uns in Bezug auf eine andere literarische Erscheinung der Gegenwart gemacht: „Erlebtes und Erbachtes“. Gedichte von Wilhelm Grafen Widenburg-Almásh. Dritte Folge. Verlag von G. Weitz und Heibelberg. Kein Geringerer nämlich, als Johannes Scherr hat in einem längeren Artikel in der Neuen freien Presse diese poetische Gabe des deutschen Publicum empfohlen.

Notiz.

Die nächste Nummer erscheint in vierzehn Tagen. Da der Bazar vierteljährlich, wie bekannt, nur 12 Mal erscheint, das Vierteljahr aber 13 Wochen hat, so fällt in jedes Vierteljahr eine Woche, in welcher keine Nummer ausgegeben wird.

Die Expedition.